TURM-BÜCHEREI/Bd. 16/PREIS 30 Pfg.



Hebbel
sein Leben und sein Werk

von

Professor Lizentiat Hillmann.

H BERTHOLD

TURM-VERLAG

❖ Bandverzeichnis der Turm-Bücherei 

Bd. 1: **Wie man Kinder erzieht** von Pfarrer Kopfermann in Caub a. Rh.
„ 2: **Dorfgeschichten** von H. Sohnrey mit einer Einleitung: Die Dorfgeschichte in der deutschen Literatur von Dr. K. Breuer, Oberlehrer an der Liebig-Oberrealschule in Frankfurt a. M. (mit Bilderschmuck).
„ 3: **Die französischen Ansiedlungen in Deutschland** von Pfarrer R. Marx in Darmstadt.
„ 4: **General Booth und die Heilsarmee** von Wilhelm Müller in Heppenheim (mit Bilderschmuck).
„ 5: **Ernst und Scherz aus dem Hessenlande I.** Aus Vilmars hessischem Historienbüchlein ausgewählt von Chr. Bartscher.
„ 6: **Die Schwindsucht und ihre Bekämpfung** von Dr. med. Gg. Liebe, Leiter der Heilanstalt Waldhof Elgershausen.
„ 7: **Karl Schurz. Aus der Jugend des größten Deutschamerikaners** von Wilhelm Müller in Heppenheim.
„ 8: **Menschengestalten** von Fritz Lienhard (mit Bilderschmuck).
„ 9: **Unsere Nahrung.** Ratschläge zu ihrer guten und billigen Beschaffung. Von Dr. med. Th. Plaut, Spezialarzt für Magen- und Darmkrankheiten.
„ 10: **Lieder und Sagen vom Rhein** von Alexander Burger (mit Bilderschmuck).
„ 11: **Der Mensch der Urzeit, seine Kultur und seine Kunst** von Dr. Fr. Behn, Assistent am röm.-german. Museum in Mainz (m. Abbild.).
„ 12: **Die Dichter der Befreiungskriege** von Hans Ludwig Linkenbach in Mainz (mit Bilderschmuck).
„ 13: **Sorgenkinder und ihre Behandlung** von Dr. L. Cron, Leiter des Heilpädagogiums Jugendheim in Heidelberg.
„ 14: **Drahtlose Telegraphie** von G. Kayser in Gernsheim a. Rh. (Mit vielen Abbildungen.)
„ 15: **Die Kochkiste,** Anleitung zur Herstellung und Verwendung nebst Kochvorschriften von Marta Back in Frankfurt a. M.
„ 16: **Hebbel, sein Leben und sein Werk** von Professor Lizentiat Hillmann in Frankfurt a. M.
„ 17: **Eine Reise durch die Sternenwelt** von Oberlehrer Fr. Rusch in Dillenburg (mit Abbildungen).
„ 18: **Das Geschlechtsproblem und seine Bedeutung für den Einzelnen und die Rasse** von Dr. med. Sexauer in Godesberg.
„ 19: **Darwin und seine Lehre** von Dr. E. Schwartze (mit Abbildungen).
„ 20: **Blumenpflege im Zimmer** von Otto Krauß, Garteninspektor am Palmengarten zu Frankfurt a. M. (mit Abbildungen).
„ 21: **Der Storch von Nordental** von Walesrode, mit Einleitung von Dr. Georg Schott in Kiel.
„ 22: **Lehrbuch der Photographie** von Dr. H. Beck, Leiter der Geka-Werke in Offenbach a. M. (mit Abbildungen).
„ 23: **Vom Schüler zum Meister.** Ein Führer bei Berufswahl und Berufsbildung in Handwerk, Gewerbe und Industrie von Heinrich Back, Direktor der Städtischen Gewerbeschule in Frankfurt a. M.
„ 24: **Die Leibeigenschaft der deutschen Bauern und ihre Befreiung** von Lehrer Johannes Schmidt in Offenbach.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Preis jedes Bandes broschiert 30 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Hebbel

Sein Leben und sein Werk

Von

Prof. Liz. Joh. Hillmann



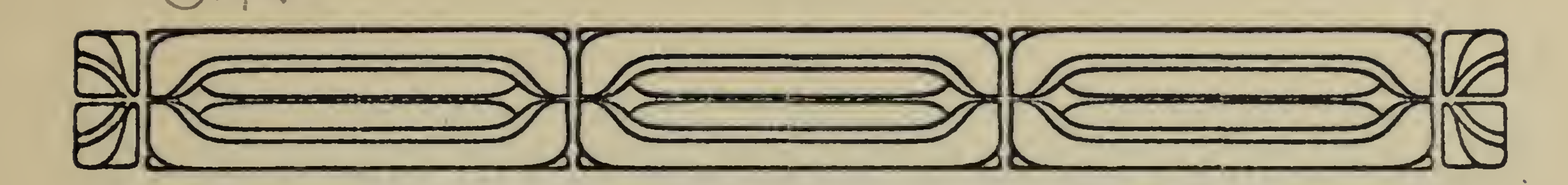
Turm-Bücherei. Herausgegeben von
Georg Volk und Dr. Fr. Gagelmann
Band 16

Leipzig · Turm-Verlag

Inhalt.



Druck von C. Grumbach in Leipzig
Inh.: Curitz & Markert, Fürstl. Waldeck. Hoflieferanten.



Hebbels Jugendjahre.

Von dem Lasten der Armut wird noch manchmal die Rede sein auf diesen Blättern wie auf denen der Menschheitsgeschichte; aber man sollte meinen, dies Lasten sei an einem deutschen Orte etwas weniger hart geworden, weil einer unserer Großen dort die Armut geadelt hat, so daß dort wenigstens das Armsein den Menschen fernerhin nicht zum Ausgestoßenen machen könnte, für den es keine Gemeinschaft mehr gibt mit den andern, denen es besser geht. Ob es in Wesselburen so ist, wo Hebbel am 18. März 1813 geboren wurde? Es wäre die feinste Heldenverehrung, wenn die Nachgeborenen die Mächte zu mindern suchten, die vormals den Helden nicht wollten emporkommen lassen.

Hebbels Geburtsort Wesselburen liegt in Holstein, nördlich der äußersten Elbmündung, zwei Stunden vom Wattenmeere entfernt, mitten in der reichen, weiten Marsch. In alten Tagen war Wesselburen der Mittelpunkt der Dithmarscher Bauernrepublik; und von der eigenwilligen, selbstbewußten und auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Herrenart der Väter steckt noch heute viel im dortigen Geschlecht und ganz gehörig viel in Hebbel, der selbst einmal schrieb, daß er sich etwas einbilde auf seinen Volksstamm; von dessen Ecken und Kanten und von dessen Tiefe und Wucht ja auch jedes Hebbelsche Werk ein Zeuge ist. Übrigens haben die Dithmarschen uns auch den Klaus Groth gegeben und Gustav Frenssen und den Literarhistoriker Adolf Bartels, welch letzterem ich manches für diese Schrift verdanke. Wesselburen.

Wesselburen war vor hundert Jahren ein Städtchen von gut tausend Einwohnern; in weiten Wiesen und Das Heimathaus.

Feldern lag's um eine mächtige Kirche geschart. In der Norder- (jetzt Hebbel-) Straße stand das Häuschen, das Hebbels Mutter Antje Margarete, geb. Schubart, ihrem Manne, dem Maurer Klaus Friedrich Hebbel, mit in die Ehe brachte. Hinterm Hause im Garten der Birnbaum, der mit morschen Brettern zugedeckte Brunnen, daneben Haus und Garten des Tischlermeisters, man sieht auf den etwas höher liegenden Kirchhof, hört nicht nur die Glocken, sondern Sonntags auch die Orgel und den Gesang der Gemeinde, — auch wenn der Brunnen heute nicht Magdalenenbrunnen*) hieße, man spürt doch, daß hier der Ort

*) Der Brunnen muß oft ängstliche Schauder in Hebbel erregt haben. Man spürt das noch in dem Gedicht „Das Kind am Brunnen“ aus dem Jahre 1841:

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen.
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen, so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht.
Viel stumme, herzliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! So meint's das Kind;
Der Schatten: Hernieder! Hernieder!

ist, wo Hebbel die Gestalten seiner „Maria Magdalena“ in qualvoller Kleinstadtenge sich winden und ersticken läßt. Aber so hat der kleine Christian Friedrich, der hier seine etwa sechs ersten Lebensjahre zubrachte, natürlich noch nicht empfunden. Ihm war der sonnige Garten mit dem großen Birnbaum und einem Pflaumenbaum und mit dem gruseligen Brunnen, die geräumige Diele, der Boden mit manchem alten Gerümpel, ihm war das alles ein Kinderreich mit tausend wonnigen oder auch schreckhaften Geheimnissen. Und wenn's auch oft recht knapp zuging, so daß die Eltern und die beiden Jungens — es war noch ein zwei Jahre jüngerer Bruder Johann da — wohl bisweilen wünschten, alles Essen beieinander zu haben, das jemals auf dem alten, wackligen, runden Eßtisch gestanden; man kam doch durch und gehörte als Hausbesitzer noch zu einer etwas höheren Schicht. — Da verlor der Vater durch eine Bürgschaft sein Häuschen, sie mußten ein paar elende Stuben mieten, Garten und Diele gab's nicht mehr, die Gespielen blieben aus, man gehörte zur untersten Schicht der armen Leute. Oft hatten die Eltern jetzt kaum das trockene Brot, und da der Vater zwar ein fleißiger aber wenig geschickter Arbeiter war, so schwand auch die Hoffnung auf ein Sichwiederindiehöhearbeiten. Und nun fraß die unausweichbare Armut dem Vater alle Sonne aus dem Herzen. Früher war er ein Märchenerzähler gewesen, dem man gern zuhörte, hatte viele Freude gehabt an geistlichen und weltlichen Liedern; jetzt war er verbittert, vergrämt: wenn die Kinder lachten, schalt er's verhängnisvollen Leichtsinn, wenn sie spielten, war's

Der Vater.

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Gewissenlosigkeit, wenn sie mit gesundem Hunger aßen, nannte er sie Wölfe, die ihn verschlingen würden. Nun, vielleicht hat auch der eine oder andere, der dies liest, schon als Vater oder Mutter solche Stimmungen gehabt oder hat's als Kind bei seinen Eltern erlebt. Da einmal die Not nicht selten ist, sind auch die Menschen nicht selten, bei denen die Not die Stelle der Seele eingenommen hat.

Der Vater Hebbel wollte nun, daß sein Ältester ihm mit verdienen helfe, er sollte als Junge draußen zu einem Bauern. Das verhinderte aber die Mutter, die wohl triebmäßig fühlte, daß der wissenshungrige Friedrich dort geistig verhungern müßte. Der spielte fast gar nicht, war überhaupt wortkarg und ging seine eigenen Wege, seine höchste Wonne war Lesen, lesen was er kriegen konnte, lesen, auch nachts, bei gespartem oder gemaustem Talglichte. Der Vater nahm ihn denn als Handlanger mit auf den Bau; jedoch dort schmierte der Friedrich mehr Speis auf seine Kleider als auf die Mauersteine. Grollend ließ der Vater den Jungen gehen: mit dem war nichts zu machen. Riesengroß wuchs die Sorge, und hoffnungslos ließ sich der Vater von ihr unterkriegen und scheuchte nun jeden Frohsinn von seiner Schwelle. Da war es denn, so rauh das klingt, für die Seinen eine Erlösung, als der Vater am 18. November 1827 starb. Zunächst bedeutete das freilich noch größere Not, weil der Sarg mit den Winterkartoffeln bezahlt werden mußte, aber dann ging's doch einen kleinen Schritt hinauf, zum Besseren. — Von meinem Fenster aus sehe ich, während ich dies schreibe, die weitgestreckte Taunuskette: die minderen Höhen sind sonnig hell, aber um Feldberg und Altkönig ballt sich alles dunkle Gewölk. Vielleicht erklärt das, weshalb die düstern Erinnerungen aus Hebbels Kinderzeit gerade an seinem Vater haften. Glücklicherweise gab's aber für ihn in jener Zeit auch — vielleicht mindere, jedenfalls sonnigere Gestalten.

Die Mutter.

Zuerst seine Mutter. Sie hat allabendlich mit ihm gebetet, und als er lesen konnte, mußte er den Abendsegen vorlesen. Da ist im ärmlichen Hause dem Jungen

etwas Strahlendes aufgegangen: die Religion, das ist das Ahnen einer unendlichen Macht, die aus Ewigkeiten kommt und neuen Ewigkeiten machtvoll entgegendrängt und die uns trägt in ihrem wunderbaren Strome. Und mit der Religion ging ein anderes ihm auf, das erste Ahnen der Poesie, die ohne Religion wohl nie sich in ganzer Pracht entfaltet hat. Eines Abends mußte er Paul Gerhards Lied vorlesen „Nun ruhen alle Wälder“. Da kam er an die dritte Strophe: „Der Tag ist nun vergangen, — Die güldnen Sternlein prangen — Am blauen Himmelssaal. — Also werd' ich auch stehen, — Wenn mich wird heißen gehen — Mein Gott aus diesem Jammertal.“ Ergriffen wiederholte der Junge das wohl zehnmal. „Damals“, so schrieb er später, „stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachten wenigstens aus einem Schlaf.“ In Wesselburen liegt auf dem neuen Friedhof gleich am Eingang zwischen Tannen und Lebensbaum ein Grab mit schlichter, schwarzer Tafel, darauf steht: „Hebbels Mutter“. Ich meine, wir müßten dort mit nicht geringerem Dank stehen als in Frankfurt a. M. am Grabe der Frau kaiserlichen Rat, die ihrem Hätschelhans ihre Frohnatur gab und die Lust am Fabulieren.

Der Lehrer.

Die zweite Gestalt ist Hebbels Lehrer. Ich denke da nicht an die Jungfer Susanna mit dem männerhaften Wuchs und den freundlichen Augen, die mit der tönernen Tabakspfeife im Munde auf einem altväterlichen Lehnstuhl thronte, vor sich eine Tasse Tee und das lange Lineal zum Hauen und die Düte mit Rosinen zum Belohnen außerordentlicher Tugend; bei ihr lernte Hebbel von seinem vierten bis sechsten Jahre das Lesen; und das Schreiben? Ja, das war das Höchste, was Susanna mitzuteilen hatte, deshalb hielt sie vorsichtig damit zurück. Sie mag hier nur stehen als spaßhafte Figur aus der guten alten Zeit. Aber von wirklicher Bedeutung für Hebbel war sein erster Lehrer Christian Dethleffsen. Später rühmte Hebbel, daß Dethleffsen ihm die grammatikalische Gewissenhaftig-

keit eingepflanzt habe und die Sorgfalt im Gebrauche des Worts. Wenn man es peinigend empfunden hat, daß ein Heinrich Heine manchmal falsches Deutsch schreibt und daß andere meinen, sie dichteten, wenn sie viele Worte machen, dann wird man verstehen, welch hohes Lob Hebbel seinem alten Lehrer mit den angeführten Worten spendet. Übrigens gab Dethleffsen seinen geistig regsten Schülern Bücher. Viele waren es eben nicht, auch anscheinend weniger bedeutende — Meyers Groschenbibliothek, Reclams Universalbibliothek und ähnliches gab es noch nicht — aber es war doch geistige Nahrung für den Heißhungrigen. Hebbel mußte dem Lehrer dafür kleine häusliche Dienste tun, z. B. das Kind wiegen. Das tat er denn auch eines Tages, in der einen Hand das Buch, mit der anderen wiegend. Die Wiege schiebt sich vorwärts, der Friedrich Hebbel geht eifrig lesend mit, auf einmal stehen sie auf der Straße. Die Jungens empfangen den Krischan (Christian) — wie er meist genannt wurde — mit Hallo und Lachen, was sie ja besonders gern bereit haben für einen, der anders ist als sie.

Also gab's denn doch auch lichtere Orte in Hebbels Kindheitsland, aber er hat es später doch als fast durchweg dunkel und entwicklungshemmend empfunden. So schreibt er am 14. März 1837 an Elise Lensing — von der wir noch oft hören werden —: „Du meinst, es könne sein Gutes haben, daß ich in Not und Elend aufgewachsen bin. Nein! Das ist der ärgste Fluch eines menschlichen Daseins, den keine Ewigkeit von dem Haupte des Unglücklichen zu nehmen vermag. Es kommt allenthalben zu spät und gelangt wenigstens nie zu einer vollkommen ausgebildeten Persönlichkeit. Ein Quentin Glück mehr, etwas weniges Sonnenschein in der früheren Zeit, und der Baum hätte ganz andere Zweige getrieben, ganz andere Früchte gebracht. Das Bestreben, die Gefängnismauern zu durchbrechen, verzehrt die edelsten Kräfte!“ Auch wenn Hebbel in der „Maria Magdalena“ den Meister Anton von seiner Jugend erzählen läßt, wie die Not ihn da

widerborstig gemacht, wie er zu wenig gelernt, wie seine „Freßzähne“ sich gar nicht anpassen wollten dem kärglichen Essen daheim, da denkt er an die eigene Kinderzeit.

Als Schreiber beim Kirchspielvogt.

Bald nach des Vaters Tode kam Hebbel gegen Ende 1827 zum Kirchspielvogt Mohr, wo er erst als Botengänger, später als Schreiber Verwendung fand. Mohr war durch ein Gedicht, das Hebbel zu dessen Geburtstag gedichtet und sauber abgeschrieben hatte, auf den begabten Jungen aufmerksam geworden. Der Kirchspielvogt entspricht etwa unserm heutigen Landrat, er hatte freie Wohnung und gut 13 000 Mark Gehalt: im damaligen Preußen hatte ein Minister schwerlich viel höheres Einkommen; Preußen war eben arm nach den Napoleonischen Zeiten und Dithmarschen schwer reich. Die Kirchvogtei steht heute noch in der Österstraße, stattlich, langgestreckt, mit grünen Fensterläden und geräumigem Dachgiebel. Da bekam nun Hebbel zum ersten Male dauernd gründlich zu essen, und zwar Wurst, Käse, Fleisch und nicht mehr nur etwas Brot, Kartoffeln und Zichorienbrühe wie daheim. Überdies wurde er, der bisher im leinenen Kittel und barhäuptig herumlief, mit seiner ersten Mütze ausstaffiert und mit warmem Rock usw. aus den alten Kleidern des Herrn Kirchspielvogtes. Daß er mit dem Gesinde essen mußte und mit dem Kutscher unter der Bodentreppe schlafen, das wird er zunächst gewiß nicht als demütigend empfunden haben, wenn auch das Zusammenschlafen mit dem Kutscher seinen Lesehunger manchmal behindert haben mag. Und eben der fand in der Bücherei des Kirchspielvogtes reiche Nahrung. Dort standen Klopstock, Lessing, Wieland, vor allem Schiller, in den er sich hineinbegeisterte. Dort standen historische Werke, besonders auch über Napoleon, dies und alles andere wurden heißhungrig verschlungen. Gern hätte er auch den Faust gelesen, den besaß in Wesselburen nur der Herr Hauptpastor. Der war nun gerade verreist, so mußte denn ein Bekannter beim Pastor heimlich einsteigen und das Buch holen. Zum Entgelt mußte Hebbel den Freund, der sonderbarerweise als Liebhaber sehr schüch-

tern war, zum Schatz begleiten, mußte drei Stunden dabei stehen, während die beiden sich viel oder wenig zu sagen hatten, wobei ihm der Faust und wohl auch die Faust in der Tasche brannte. Dann erst konnte er in sein Nachtquartier ziehen, wo der Kutscher schon schnarchte. Und nun wurde die Dichtung verschlungen, zumal der Raub bald wieder an seinen Ort getragen werden mußte. Ganz begriffen hat damals der junge Mensch natürlich den Faust noch nicht. Unter den damals lebenden Dichtern machte Uhland den größten Eindruck auf ihn, namentlich dessen Gedicht „Des Sängers Fluch". — Und sonst lebte er in den acht Jahren, die er beim Kirchspielvogt zubrachte, wie andere Leute um 20 Jahre auch, schwärmte bald für dieses Mädchen, bald für jenes, hatte einen Freundeskreis, in dem allerlei Spiel und Scherz getrieben wurde, er richtete Leseabende ein, ja, er brachte sogar eine Schauspielertruppe in den Ort, die freilich bald wieder ziehen mußte, weil sie allein von der schönen Luft in Wesselburen nicht leben konnte. — Allmählich fing der Dichter in Hebbel an, sich zu regen, er schrieb in Versen und in Prosa und wurde sogar im nahen Lokalblatt gedruckt. Zu den Gedichten aus dieser Zeit gehört „Das alte Haus", das aus Schullesebüchern bekannt ist.

Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen, stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab,
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab
In meinem Schoß erfahren;
In jener Ecke saß er da;
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet;
Kühn rag ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch jedem hats in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und wenn es einst zum Letzten geht
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stillesteht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten,
Die toten Väter all heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kinder-Lust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Ein anderes heißt „Das Kind“:

„Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt!
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
Und schließt die Türe sacht.
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.“

Das erinnert an innig schlichte Holzschnitte Ludwig Richters.

Auf Wanderschaft.

Gut sieben Jahre war Hebbel beim Kirchspielvogt Mohr, da begann er, sich wegzusehnen aus seiner Stellung, aus dem engen Wesselburen. Mohr ließ den intelligenten Schreiber zwar einen beträchtlichen Teil seiner eigenen Amtsgeschäfte verrichten, behandelte ihn aber von oben herab als niedrigen Knecht. Schließlich mutete er ihm gar zu, er solle ein Mädchen heiraten, das vom Vogt ein Kind erwartete. So wurde Hebbels Stellung unhaltbar. Und dann bot Wesselburen dem Wissenshungrigen so gar keine Möglichkeiten mehr, sich weiter und tiefer zu bilden. Er wandte sich also um Anstellung an Uhland in Stuttgart und an den dänischen Dichter Öhlenschläger in Kopenhagen; Holstein gehörte ja damals noch zu Dänemark. Beides ohne Erfolg. Da half ihm eine Frau, Amalie Schoppe, geb. Weise, in Hamburg, welche dort die „Neuen Pariser Modeblätter" herausgab, in denen schon mehrere Gedichte und Novellen Hebbels erschienen waren. Sie brachte bei verschiedenen Gönnern eine freilich bescheidene Geldsumme zusammen, machte auch mehrere Familien willig, daß sie ihrem Schützling freien Mittagstisch gewährten.

So verließ denn Hebbel erwartungsfroh aufatmend seine Heimat etwa am 1. März 1835. Er konnte nicht ahnen, daß er jetzt in zehn Hungerjahre eintrat, in denen er unendlich Großes gewann, in denen aber auch durch eigene und fremde Schuld der Menschheit ganzer Jammer ihn anfassen sollte.

Zweiundzwanzig Jahre war Hebbel nun alt, hatte schon über sieben Jahre im praktischen Leben gestanden, die letzten Jahre sogar in einigermaßen verantwortungsvoller Stellung, er hatte gelesen und gedacht und studiert mit heißem Bemühen, er hatte in Prosa und in Versen gedichtet, und man hatte seine Sachen gedruckt und gar bisweilen bescheiden bezahlt. Er spürte seine Bedeutung; das zeigt der Eingang seiner Tagebücher, die er jetzt

begann und die, bis knapp an seinen Tod durchgeführt, uns sein geheimstes Ringen, Verzagen, Jubeln darlegen und für den besinnlichen Leser eins der ergreifendsten Werke sind, nicht nur der deutschen Literatur. Da sagt er: „Ich fange dieses Heft nicht allein meinen künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde…“

Hebbel in Hamburg.

Und was sollte und wollte nun dieser Zukunftsstolze in Hamburg? Sich vorbereiten auf die Universität. Aber leider fiel er in die Hände ungeschickter Lehrer. Wie den kleinsten Schüler in der Unterklasse ließen die ihn lateinische und griechische Formenlehre pauken, nichts als Formen. Erst hat er sich dahintergesetzt mit festem Fleiß. Aber seine Lehrer zeigten ihm nichts als eine unendliche tote Formelwüste, die zu durchwandern noch viele Jahre kosten mußte. Und ihn erfüllten doch, wie wir aus seinen Tagebüchern sehen, schon die tiefen religiösen, historischen, sittlichen, ästhetischen Fragen. Schier verzweifelt stand er eines Tages auf der schönen Lombardbrücke und fluchte auf die lateinischen Fürwörter, die nicht in seinem Kopfe haften wollten.

Freitischleben.

Hebbels Stimmung wurde nicht verbessert durch die Freitische. Da mußte er mittags bei einer Reihe von Familien herumgehen, heute hier, morgen dort sein Essen zu empfangen. „Mir war's jedesmal, als ob ich zu einer Hinrichtung ginge,“ erzählte er später davon. Gerade beim Geben kommt es ja darauf an, wie man's tut. Dies „wie“ aber kann nicht sehr erquickend sein bei Leuten, die jemanden schon deshalb für unanständig halten, weil er arm ist. Und solche Freitischspender scheint Hebbel in Hamburg nicht wenige erlebt zu haben.

Leider machte er nun noch dieselbe Erfahrung bei dem Hamburger Pastor Schmalz, der die für Hebbel gesammelten Gelder verwaltete und ratenweis auszahlte und dabei den jungen Mann wie einen verkommenen Bummler behandelte.

Allzu hart darf man freilich jene Hamburger Kreise auch nicht beurteilen. Wir sehen sie nur durch Hebbels Augen, und der hatte damals ja schon das Bewußtsein künftiger Größe, aber greifbare Erweise fehlten noch durchaus, und an Stelle der von seinen Lehrern als notwendig angesehenen Studien trieb er allerlei Dinge, die jenen im Hinblick auf das angestrebte Ziel als Nebendinge erscheinen mußten.

Jedenfalls stand Hebbel recht einsam in der fremden Stadt, und das um so mehr, als er mit ein paar jungen Leuten, die ihm eng befreundet waren, sehr böse Erfahrungen machte; so war er enttäuscht und unglücklich. In dieser Zeit bezieht er eine neue Wohnung, bei einem Ehepaar Ziese, einfachen Leuten. Hier tritt dem Vereinsamten die zehn Jahre ältere Stieftochter seiner Wirtsleute, Elise Lensing, mit teilnehmender Güte entgegen. Auch sie ist einsam. Aus ihrer Teilnahme wird Liebe. Er ist ein sinnlich leidenschaftlicher Mensch, sie wohl nicht minder. In erregter Stunde gibt sie sich ihm hin. Und damit gewinnt er eine Freundin, die wie eine Mutter für ihn sorgt, die ihr eigenes bißchen Geld für ihn opfert, die ihn in den kommenden Jahren oft genug kleidet und vorm Hunger rettet, die dem Einsamen, Unerkannten der einzige Mensch war, vor dem er sein Letztes, Höchstes, Tiefstes aussprechen konnte, als keiner sich um ihn kümmerte; die aber auch trotz ihres viel höheren Alters seine Geliebte, ja, seine Gattin sein wollte, wenn auch zunächst nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach. Und er hat ihr oft genug grausam deutlich gesagt, daß sie nie sein Weib werden könne, hat ihr gesagt, wenn er für jüngere, schönere erglühte, und doch hat der Einsame, der schließlich keinen anderen hatte, von Sinnlichkeit durchbebt sie begehrt, und sie hat sich ihm gegeben, wieder und wieder. Da tritt — wir wollen's nicht bemänteln — die Schuld in Hebbels Leben, wie bei Goethe in seinem Verhältnis mit Friederike Brion oder — noch ähnlicher — mit der auch etwa neun Jahre älteren Frau von Stein.

Elise Lensing.

Freilich sieht das alles auf der strahlenden Lebensbahn eines Goethe sich nicht so häßlich an wie bei Hebbel in seinen zehn Jahren des Elends und des Hungers.

Nach Jahresfrist, also gegen Ende März 1836, verließ Hebbel Hamburg. Er wußte ja viel mehr als ein Durchschnittsabiturient der höheren Schulen, aber er wußte auch erheblich weniger. Deshalb konnte man ihm in Hamburg natürlich kein Reifezeugnis für die Universität ausstellen, um das er naiverweise nachsuchte.

Noch einmal ging's nun nach Wesselburen und zur Mutter, die er zum letztenmal sah, und es ging ihm, wie er Elise schrieb, das Andenken so mancher seligen Stunde im Gedächtnis auf, daß er all der trüben Zeit gar nicht gedachte und der Heimat in Liebe beinahe zuviel zu tun meinte.

In Heidelberg. Vier Wochen später zog er nach Heidelberg mit dem Vorsatze, Jura zu studieren. Sonnabend vor Ostern 1836 traf er dort ein, und da mußte denn der Sohn der norddeutschen Ebene angesichts der ungewohnten Berge und des fremdartigen Dialektes sich erst mit bösem Heimweh herumschlagen. Dann ging's in die juristischen Hörsäle, wo ihm bald die doppelte Erfahrung kam, daß auch auf der Universität mancher nur mit Wasser kocht, und dann, daß für ihn die Rechtswissenschaft keinen Zweck habe. Er wollte Schriftsteller, Dichter werden, und der muß Geschichte, Philosophie, Kunst und Natur studieren. Dazu gab denn ja auch diese Universität reiche Gelegenheit. Freilich, was die Natur angeht, da machten ihm, der die unbegrenzte Ebene gewohnt war, die Heidelberger Berge wenig Eindruck. Er hatte sich die Berge so unbegrenzt hoch gedacht wie unsere Ebene weit ist; und für das Liebliche der Gegend hatte er noch wenig Sinn. Übrigens packte ihn bisweilen die Verzweiflung: studieren mußte er noch lange Jahre, irgendeine Aussicht auf Broterwerb war nicht da, und von dem Gelde der Hamburger Gönner waren nur noch gut 200 Mark vorhanden, dahinter lag das uneingeschränkte Nichts. Damals schrieb er in sein Tagebuch

(4. Juni 1836): „All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Die Mutter soll nicht darben, wenigstens nicht an Hoffnung — mehr kann ich ihr seit lange schon nicht geben. Der Leichenstein soll nicht durch hämische Zungen verunglimpft werden. Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch arbeiten zu müssen, daß sie mir bleibt!“

Diese Stunden des Verzagens werden abgelöst durch fröhliches Genießen und durch ernste Arbeit. Wie er innerlich sich vertiefte und seine Kunst wuchs, das mögen zuerst ein paar Gedichte zeigen, in denen er aus der Fremde der fernen Heimat gedenkt und der Kinderzeit, seltsam tief und schön.

Bubensonntag.

„Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie schlüpft' ich dann so hurtig
Aus dem Bett ins Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühstück,
Um zuerst bei Gott zu sein.

Ein Gesangbuch unterm Arme,
Eh' ich's Lesen noch verstand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh gesprungen,
Schalt ich: komm mir nicht zu nah!
Kaum daß ich, zur Seite schielend,
Nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchentür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam-zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!

Längst mit ganzem vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,

Doch, daß niemand ihn erblicke,
Hielt ich stets für eitel Spott.

Und so hofft ich' jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu sehn;
War's denn nichts, in meinen Jahren
Stets um fünfe aufzustehn?

Auf dem hohen Turm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: jetzt wirst du ihn schaun!
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Mut fürs nächste Mal.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich abends entkleide,
Gemachsam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich still in die Wiege,
Die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn tun;
Sie senken mich still in die Erde,
Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träumt ich oftmals das:
Es wäre eins von beiden,
Nur wüßt' ich selber nicht, was.

Als drittes soll das „Nachtlied“ folgen. Man muß es abends leise für sich lesen, da fühlt man die nächtliche Welt wie den Ozean atmend wogen.

Das Nachtlied.

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen:
Sage, was ist da erwacht?

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

In den Briefen an Elise Lensing, die sich nach ihm sehnte, wie er nach ihr, hatte er davon geschrieben, er wolle in Kiel weiterstudieren und vorher einige Wochen bei ihr bleiben; von Kiel aus konnte er sie ja immer leicht erreichen. Jetzt stieß er den Plan um: in München mit seinen bedeutenden Gelehrten und seinen Kunstschätzen glaubte er reicheren Gewinn zu finden. Und Elise überwand sich, redete selbst ihm zu, ja, schickte ihm 100 Taler von ihren geringen Ersparnissen. Es ist ein herrlich opferstarkes Menschenkind, dessen wir neben Hebbel nie vergessen dürfen.

Am 12. September 1836 wandert Hebbel zu Fuß von Heidelberg fort, er kommt über Straßburg, wo er den Münsterturm bestieg. Dort denkt er des jungen Goethe, in dessen Seele dort Götz von Berlichingen auftauchte und Gretchens himmelsüße Weiblichkeit. Ihm war es, als ergösse sich der Strom Goetheschen Lebens durch seine Brust. In Tübingen besucht er dann den verehrten Uhland und wird gründlich enttäuscht: Uhland war häßlich, von stocksteifem Benehmen und von peinigender Schweigsamkeit. „Ich wußte zu viel von ihm,“ schrieb Hebbel

Bei Uhland.

später, „und er zu wenig von mir; da kann denn nur der Zufall gegenseitige Berührungspunkte aufdecken, und der Zufall blieb aus.“ Am 29. September kam er in München an. Während der Reise war's ihm gewesen, als sei einmal alles Quälende von ihm abgefallen. „Reisen ist Leben“, schreibt er Elise. „Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch nie eingepflanzt werden. Das braust und schäumt durch alle Adern, wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht; eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeatmet wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird.“

München.

Zweiundeinhalb Jahre hat er nun, vom September 1836 bis zum März 1839, in München gelebt. Zweiundeinhalb Jahre, angefüllt mit geradezu wahnwitzigen Widersprüchen, wie sie denn doch wohl wenig Menschen durchleben. Was München an geistiger und künstlerischer Anregung ihm bot, hat Hebbel unermüdlich an sich gerafft und hat damit einen Reichtum von tiefer Bildung gewonnen, wie sich dessen nur wenige rühmen konnten. Seine Tagebücher geben uns treu darüber Auskunft, sie zeigen uns auch, wie aus dem lernbegierigen Schüler jetzt ein Mann wird, der als frei urteilender Meister sich zum Herrn der geistigen Güter seiner Zeit macht; der ihre besten Kräfte aufnimmt, der Fülle seiner Kraft zu dienen, und der das Unbedeutende und Falsche überlegen zur Seite schiebt.

In größter Not.

Und in diesem geistigen Reichtum, der von allen Seiten herbeiströmte, stand er leiblich buchstäblich dem Verhungern gegenüber: warmes Mittagessen hat er anfangs zwei- bis dreimal im Monat bezahlen können, hernach mit Ausnahme eines Sommers fast gar nicht mehr. Überdies zerfiel seine Kleidung, so daß er sich in Gesellschaft nicht mehr zeigen konnte. Daß er überhaupt noch existieren konnte, verdankte er wiederholten Geldsendungen Elise Lensings, ohne die er tatsächlich im Elend verkommen wäre oder im Selbstmord geendet hätte.

Und eben dieser Elise, die in ihm doch ihren künftigen Gatten sah, schrieb er oft genug, daß er nie an eine Ehe mit ihr denke, daß sie seine Kameradin sei, deren Aufopferung und Treue er zeitlebens ehren werde, daß aber kein Fünkchen sinnlicher Zuneigung mehr in ihm lebendig sei.

Aber damit sind die Widersprüche noch nicht vollends aufgezählt. Hebbel war, wie wir schon sahen, überaus sinnlich; ich glaube, daß das bei jedem wirklichen Künstler der Fall ist. So lebte er denn in München mit der Zimmermannstochter Josepha (Beppy) Schwarz zusammen, bei deren Eltern er wohnte. Sie gab ihm nach den Tagebüchern viele entzückende Stunden, aber sie gab ihm auch nichts anderes als die Befriedigung seiner Sinnlichkeit. An seinem geistigen Arbeiten und Kämpfen hatte sie keinen Anteil. Ein wenig erschloß er das seinem einzigen wirklichen Freunde Emil Rousseau, dem Sohne eines höheren bayrischen Richters in Ansbach. Alles aber, bis auf sein geheimstes Selbstbewußtsein und sein geheimstes Verzweifeln an Gott und Welt, bis auf sein tiefstes Erkennen und seine weitest ausschauenden Pläne, vertraute er restlos den Briefen an Elise Lensing an. Und diese wiederum stand jenen Briefen mit verständnislosem Grauen gegenüber. Hebbel spürte das auch mit völliger Deutlichkeit. Und doch schreibt er ihr weiter diese Briefe, die das letzte offenbarten. Wem sollte er sonst sich mitteilen? Zumal, nachdem am 4. September 1838 seine Mutter gestorben war und einen Monat danach sein Freund Rousseau, da ist ihm Elise Mutter, Freundin, Heimat, ist ihm einziger letzter Zufluchtsort in dieser weiten, fremden, kalten Welt. Wer einmal mit Grauen gespürt hat, wie einsam wir eigentlich sind auch im lebhaftesten Menschengewühl, der wird unsern Dichter vielleicht verstehen.

Dichterisches Schaffen.

Aber eine nüchterne Frage richtet sich hier wohl in jedem Leser auf: dieser Mann, der sich schon lange nicht mehr Student nannte, sondern Schriftsteller, warum schriftstellert er nicht? Da hätte er doch der Unterstützungen

Elisens nicht bedurft, die er sich nur unter Scham und Gewissensqualen von ihr aufdrängen ließ. Nun, er hat für ein Stuttgarter Blatt allerlei Aufsätze geschrieben, die recht mäßig bezahlt wurden, aber auch inhaltlich recht mäßig waren. In ihm wogten eben damals die Gestalten und Gedanken seiner späteren großen Dramen, sie rangen nach Geborenwerden, und doch war die Zeit noch nicht da. Ihnen führte er immer neue Säfte zu; für anderes blieb wenig Raum in ihm. Man mag das schwerfällig, zähflüssig nennen — das trifft wohl zu, für ihn und für die meisten da oben an der deutschen Wasserkante. Nur einige Gedichte sind in München vollendet, z. B.:

Der Sonnen-Jüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum erstenmal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,
Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blühn schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilie aufgegangen;
Beim drittenmal sieht er die Rose prangen,
Nun muß er rastlos blicken ohne Wahl.

Und ach, je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet.

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Tränen,
Daß all die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Einziges Geschiedensein.

Schlummernd im schwellenden Grün
Liegst du wo Lüfte dich fächeln!
Mädchen, was spiegelt dies Lächeln,
Spiegelt dies zarte Erglühn?

Ach, wie beschleicht es mit Schmerz
Kalt mir den innersten Frieden!
Gänzlich, wie nie noch, geschieden
Fühlt sich von deinem mein Herz.

Was wie ein göttlicher Hauch
Jetzt dich durchzittert, das Leben,
Eh' du erwachst, wird's entschweben,
Nimmer erfreut es mich auch.

Höchstes Gebot.

Hab' Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgendeinen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde
Und wenn nicht die, ein Sehnen stillt!

Unter den Gedichten aus dieser Zeit sind erklärlicherweise so viele entsagenden, selbst verzweifelnden Tones.

Das Grab.

Mir war, als müßt' ich graben,
Und grub auch tief hinab;
Grub in die Läng' und Breite,
Am Ende ward's ein Grab.

War, weiß nicht wie, gezwungen,
Hab's nimmer gern getan,
Doch sollt' ich, was ich wünschte,
Zuletzt als Lohn empfahn.

Das Grab war aufgeworfen,
Matt sank mir Arm und Bein;
Ich hatte nichts mehr zu wünschen
Und legte mich selbst hinein.

Und endlich jenes traurige:

„Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum.

Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh',
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen tu."

Nach zweiundeinhalb Jahren hatte München ihm gegeben, was er an geistiger Nahrung dort gesucht; in Hamburg schienen sich leise Möglichkeiten aufzutun, daß er dort sein Auskommen finden werde; und den Einsamen drängte es zu Elise hin, die selbst schon lange immer dringender ihn rief.

Am 11. März 1839 brach er mit seinem Hündchen, um das er rührend sorgte, von München auf. Bis zur ersten Rast begleitete ihn Beppy, unter Tränen wurde auf Nimmerwiedersehen geschieden. Dann ging's rüstig fürbaß. Solch ein März ist (wenn die Jahreszeiten nicht so verdreht sind wie in unsern letzten Jahren) nicht gerade der idealste Wandermonat. So gab's denn manchmal Schnee und manchmal Regen, auch mal Tage der Übermüdung oder höchst verdächtige Reisegesellschaft, wie im einsamen Thüringer Walde; aber es gab auch manchen prächtig klaren Wandertag mit herzhafter Freude an der winterlichen Natur, manch wohliges Ausruhen in behaglicher Kneipe, manch beglückendes Dichten unterwegs. Allerdings, vom letzten Tage heißt's im Tagebuche: „Beklemmendes Gefühl, als ich die Türme von Hamburg, die mir bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen sprangen, wieder erblickte; lauter halbe, zerrissene, in sich nichtige und bestandlose Verhältnisse; ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Elise. Diese ... kam in Harburg an; schmerzlich süßes Wiedersehen, denn auch wir standen nicht zueinander, wie wir sollten."

In Not und Elend in Hamburg.

In Hamburg blieb er nun vom 31. März 1839 bis zum 12. November 1842. Zuerst und auch manchmal zwischendurch war's nur eine Fortsetzung des Münchener Elends. Was hatte der Mann von der Universität mit-

gebracht? Kein Examenszeugnis, keinen Titel. Das machte den bedenklichen Eindruck des verbummelten Studenten; und mancher Hamburger Gönner wird von Almosen geredet haben, die mal wieder falsch angebracht waren, und wird das dem Hebbel recht deutlich gezeigt haben. Und dann das Verhältnis zu Elise Lensing: sie liebt ihn, klammert sich an ihn mit allen Fasern; und er liebt sie nicht, aber sie ist ihm die vertraute Freundin, der einzige Gefährte, er ist an sie gekettet durch tausend Opfer, die sie ihm dargebracht, und gar nicht selten treibt ihn auch seine Sinnlichkeit ihr zu. Sie ziehen in eine Wohnung, leben wie Mann und Weib, und doch kann er sich nicht durch gesetzliche Ehe dauernd binden.

Nach wenig Wochen wurde Hebbel mit Gutzkow bekannt, für dessen Blatt „Der Telegraph“ er für seine Verhältnisse ziemlich viel schrieb. Die Einnahme war nicht groß, noch weniger groß wurde bald die Sympathie zwischen ihm und Gutzkow. Hebbel schätzte das ganze literarische junge Deutschland, einschließlich Heines, recht gering. Aber er lernte durch Gutzkow den Verleger Campe, in Firma Campe und Hoffmann, kennen, was bald bedeutungsvoll werden sollte. Denn am 2. Oktober dieses Jahres 1839 drängten endlich sich die ersten seiner dramatischen Gestalten ans Licht: er schrieb die ersten Akte der „Judith“. Durch allerlei äußere Verärgerungen gehemmt, stockte die Arbeit zwar eine Weile, aber am 15. Dezember kam sie wieder in Fluß und war am 28. Januar 1840 vollendet. Bei Hebbel geschah das dramatische Schaffen wie beim jungen Goethe: was er lange oder kurz in sich getragen, das brach fast ungewollt aus ihm hervor, er mußte die Zeit abwarten und konnte sie nicht bestimmen.

Die Handlung der „Judith“ ist dem gleichnamigen Buche des Alten Testamentes entnommen, aber vielfach geändert. Judith.

Die eine Hauptgestalt des Dramas ist der assyrische Feldhauptmann Holofernes. Mit gigantischem Selbstbewußtsein tritt er auf: Die Götter behandelt er mit über-

legener Kameradschaft, auch den Gott der Ebräer, Jehovah. Er opfert ihm: „Laß dir das Opfer gefallen, Jehovah! Ein Mann bringt's dir, und ein solcher, der es nicht nötig hätte.“ Wird übrigens Jehovah des Holofernes Wünsche nicht erfüllen, so wird der den Ebräergott auspeitschen lassen. Sein geheimer Gedanke war, sich als höchsten, einzigen Gott zu proklamieren. „Wohl fühlt ich's längst: die Menschheit hat nur den einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären; und der Gott, den sie gebiert, wie will er zeigen, daß er's ist, als dadurch, daß er sich ihr zum ewigen Kampfe gegenüberstellt, daß er all die törichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor sich selbst, des Zurückschwindelns vor seiner ungeheuren Aufgabe unterdrückt, daß er sie zu Staub zermalmt und ihr noch in der Todesstunde den Jubelruf abzwingt?“ Leider hat nun sein König Nebukadnezar, dieser unfähige Machtinhaber, sich soeben als solchen Gott ausrufen lassen und damit den großen Gedanken „verhunzt“. Nun „ich will ihm die Welt unterwerfen, und wenn er sie hat, will ich sie ihm wieder abnehmen“. Von seinen Priestern, Offizieren, Soldaten verlangt er sklavische Unterwerfung, mehr noch: sie sollen ohne eigenes Wollen und Denken nur Teile einer großen Maschine sein, die er allein lenkt. Und daß nicht einer meint, seine Gedanken erraten zu können. „Das ist die Kunst, ... ewig ein Geheimnis zu bleiben! Das Wasser versteht diese Kunst nicht; man setzte dem Meer einen Damm und grub dem Fluß ein Bett. Das Feuer versteht sie auch nicht, es ist so weit heruntergekommen, daß die Küchenjungen seine Natur erforscht haben, und nun muß es jedem Lump den Kohl garmachen. Nicht einmal die Sonne versteht sie, man hat ihr ihre Bahnen abgelauscht, und Schuster und Schneider messen nach ihrem Schatten die Zeit ab. Aber ich versteh' sie.“ Er entwickelt sich täglich, hat immer neue Ziele und neue Wege, — so kann keiner ihn auslernen.

Aber er will auch nicht von andern lernen: „Ein Kopf, der sich nicht selbst mit Gedanken auszufüllen weiß,

der für die Grillen und Einfälle anderer Platz übrig hat, ist nicht wert, daß man ihn füttert; die Ohren sind Almosensammler des Geistes, nur Bettler und Sklaven bedürfen ihrer, und man wird eins von beiden, wenn man sie braucht.“ — Er dünkt sich ein unersetzlicher Teil der Schöpfung: „Wer sich aus der Welt wegzudenken und seinen Ersatzmann nennen kann, der gehört nicht mehr hinein!“

Solch einer ist dann auch nicht von andern Menschen gezeugt. „Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir gesagt: Nun will ich leben! Da ward ich losgelassen, wie aus zärtlichster Umarmung, es ward hell um mich, mich fröstelte, ein Ruck, und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir selbst sagen: Nun will ich sterben.“ Alles, was ihn seines Menschentums erinnern könnte, hält er sich fern: „Was ist denn auch eine Mutter für ihren Sohn? Der Spiegel seiner Ohnmacht von gestern und von morgen. Er kann sie nicht ansehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die paar Tropfen Milch, die er schluckte, mit Schmätzen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, so sieht er ein Gespenst in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Gestalt, sein Fleisch und Blut, zuwider macht.“

Dieser Übermensch — den Hebbel übrigens schuf vier Jahre vor dem 15. Oktober 1844, an dem Nietzsche geboren wurde — hat alle umliegenden Lande unterworfen, nur das Volk der Ebräer leistet ihm noch Widerstand. Um die Widerspenstigen zu vernichten, umlagert er nun ihre Stadt Bethulien. Er hat geschworen, alles zu vernichten, und lähmendes Entsetzen packt die Belagerten. Nur Judith bleibt aufrecht. Sie ist ein Weib von glutender Schönheit und jungfräuliche Witwe: Kurz nach der Vermählung starb ihr Mann, nachdem in der Hochzeitnacht eine unsichtbare grauenvolle Macht ihn gehindert hatte, sich seinem verlangenden Weibe zu nahen. Nun steht sie unfruchtbar da, mit heißem Begehren und weiß doch, daß ihre Schönheit wie die Tollkirsche ist, deren Genuß Wahnsinn und Tod

bringt. Oft sinkt sie betend über ihrer Arbeit zusammen. Das ist aber nicht Frömmigkeit, wie ihre Volksgenossen meinen, sie tut's nur, sich zu retten vor ihren Gedanken. „Mein Gebet ist ein Untertauchen in Gott, nur eine andere Art Selbstmord, ich springe in den Ewigen hinein wie Verzweifelnde in tiefes Wasser." — Sie sieht die Not und die Verzweiflung ihres Volkes, und mahnend ruft sie ihm die prachtvollen Worte zu: „Seht ihr im Unglück, das euch trifft, nur eine Aufforderung, es euch durch Gemeinheit zu verdienen?" Dann beschließt sie, durch ihre Schönheit ihr Volk zu retten. Mit ihrer Magd geht sie ins feindliche Lager, wird vor Holofernes geführt und berauscht den alsbald durch die Pracht ihres üppigen Leibes. Eines Abends ist er von Wein erregt; er läßt Judith vor sich bringen, sie sucht ihn zur Milde zu stimmen gegen ihr Volk, sucht ihm Achtung abzugewinnen vor ihrer Frauenwürde. Aber hohnlachend weist er das alles von sich, er zerrt sie gierig in sein Schlafzelt und läßt dort alle Wollust über sie hinsieden. Dann schläft er ein, betäubt von Wein und Erregung. Als sie ihn nun im Traume widerlich lächeln sieht, schlägt sie in der Furcht vor einer neuen Entehrung mit seinem Schwerte ihm das Haupt herunter und eilt nach Bethulien. Die Assyrer finden die Leiche ihres Führers, ziehen entsetzt davon, und die Ebräer sind befreit. Judith wird als die Erretterin ihres Vaterlandes wie eine Heilige gefeiert. Aber innerlich ist sie zusammengebrochen: sie, das gewaltige Weib, hat den Übermenschen Holofernes geliebt, und sie hat ihn getötet, nicht um ihre jämmerlich feigen Volksgenossen zu retten, sondern um sich zu rächen dafür, daß er sie wie jede gemeine Dirne im Rausche mißbrauchte. Und sie, ein Weib, hat gegen die Natur gehandelt, indem sie ihre Ehre preisgab und den Schlafenden mordete. Und wenn sie nun dem Holofernes einen Sohn gebiert, da bleibt ihr nur der Tod.

Die kolossale Gestalt des Holofernes mag bisweilen etwas prahlend wirken, aber so etwa muß es doch ausge-

sehen haben in den Seelen der völkervernichtenden Despoten der asiatischen Vorzeit; wunderbar ist Judith, eine gewitterhaft prächtige Entladung der Sinnlichkeit des 27 jährigen. Mit ergreifender Kunst sind auch die Volksszenen am belagerten Bethulien gezeichnet. Wie die Not da in den verschiedenen Menschen, in den feigen, tapferen, weisen, fanatischen, gleichgültigen verschiedenartig sich äußert — das ist mit shakespearischer Kraftfülle gestaltet.

Das Drama wurde in Berlin und Hamburg aufgeführt. Campe übernahm den Verlag, Frühjahr 1841 erschien es im Druck. Aber bis Oktober 1846 wurden ganze 120 Exemplare verkauft. Gutzkow machte das Drama fast boshaft herunter, andere feierten den Dichter. Ungewohntes Lebensgefühl quoll in ihm auf. Da kamen neue Nöte: Emma Schröder, ein junges schönes Mädchen aus vornehmer Hamburger Familie, erfüllte ihn mit plötzlicher Leidenschaft, und währenddem gebar ihm Elise am 5. November 1840 einen Sohn, der Max getauft wurde. Die Entbindung war schwer, und Elisens standhaftes Leiden erschütterte Hebbel tief. Mit bewundernder Verehrung gedenkt er im Tagebuche Elisens, die „edel und gehalten blieb, selbst im höchsten Schmerz“. In Vaterfreude wünscht er dem Kinde Segen und daß es nicht ganz so werde wie er.

Am 1. März 1841 wurde das zweite Drama „Genoveva“ fertig, wenig begeistert begrüßt. Campe setzte bis Oktober 1846 139 Exemplare ab. Genoveva.

An der Judith hatte Hebbel gezeigt: handelt ein Weib durch die Tat, so geht sie daran zugrunde, denn sie überschreitet damit die der Frauennatur gesetzten Grenzen. Ihre Naturbestimmung ist leidend handeln, damit erlöst sie die Welt. Diese leidend handelnde Erlöserin ist Genoveva. Benutzt hat Hebbel das bekannte Märchen, das der Heiligenlegende entstammt, die ein Priester um das 15. Jahrhundert dichtete. Der Pfalzgraf Siegfried zieht im Kreuzzuge nach Palästina. Sein lieblich süßes Weib vertraut er dem Schutze des jungen Ritters Golo an, den er wie seinen Sohn und Bruder schätzt. Golo hat in

der Herrin bisher nur ein Heiligenbild gesehen, das man verehren, nicht begehren kann. Nun wird er Zeuge, wie beim Abschied vom Gatten ihre frauenhafte Leidenschaft durchbricht. Da erwacht sein sündiges Begehren. Noch wehrt er sich dagegen. Er fordert zweimal ein Gottesurteil heraus: in schwindelnder Höhe umschreitet er eine bröckelnde Turmzinne, er wirft sich einem wütenden Hirsch entgegen, aber Gott spart ihm die Selbstentscheidung nicht, er kommt davon, und in seiner Brust sind seines Schicksals Sterne. Da tritt er vor Genoveva hin, einmal mit dem bloßen Schwert, einmal mit dem Giftbecher: sie soll seinem Selbstmord zustimmen oder die Seine werden. Die Fromme wehrt entsetzt jede Sünde ab von ihm und sich. Da wird seine Liebe zum tollen Haß. Durch falsche Zeugen überführt er sie des Ehebruchs mit einem treuen Knecht, wirft sie in den tiefen Kerker, klagt sie an beim heimkehrenden Gatten, der ihm leichtfertig glaubt, läßt sie von Mordbuben in den Wald führen, daß sie dort getötet werde. Daß jene den Mord nicht ausführten, weiß er nicht, aber die Gewissensqual, die immer schon bei allem Begehren und allem Haß ihn peinigte, sie wird jetzt riesengroß. Er mordet sich selbst. Nach langen Jahren findet der Gatte, der kurz vorher von Zeugen die Wahrheit erfuhr, Genoveva mit ihrem Söhnchen im tiefen Walde. Er führt sie heim; nach sieben Tagen wird sie von ihm genommen in den Himmel. Es war Gottes Wille, daß sie durch leidendes Handeln die Menschensünden der letzten tausend Jahre sühnen sollte.

Der Dichter hat später die Tragödie überarbeiten wollen. Wäre er dazu gekommen und hätte er ein-, zweitausend Verse gestrichen, vor allem in Golos gar zu ausgedehnten Selbstgesprächen, das Drama wäre der Bühne gewonnen. Denn Golos Gestalt ist mit furchtbarer Wahrheit gezeichnet: diese plötzlich auflodernde Sinnlichkeit, die alles niederbricht, endlich in Haß sich wandelt und dabei doch bittersten Schmerz bereitet. Und daneben Genoveva, mit der süßen, warmen, keuschen Liebe, und dabei

so gottvertrauend, so innerlich groß wie äußerlich schön. Wundersam greift sie uns ans Herz. Die flachen Gestalten der Legende hat Hebbel abgrundtief gemacht, wie das nur einer der ganz Großen kann.

Im Herbste desselben Jahres erschien das Lustspiel „Der Diamant“, dem aber wohl das Beste fehlt: die unbekümmerte übermütige Laune, die aus Hebbels damaligen verworrenen und nothaften Verhältnissen kaum aufquellen konnte, überhaupt auch seinem Wesen fremd war. Lustspiel Der Diamant.

1842 ließ Campe die erste Ausgabe der Gedichte Hebbels erscheinen; bis Oktober 1846 wurden 108 Exemplare verkauft. Daß bei dem geringen Absatz der Hebbelschen Werke, wie ihn Campe in seinem Abrechnungsbriefe vom 7. Oktober 1846 darlegt, nur ganz geringe Honorare gezahlt werden konnten, ist selbstverständlich. So kämpfte denn der Dichter für sich und die Seinen noch manchmal mit der Not, da Elise ihr Letztes für ihn und für ihr Kind aufgebraucht hatte. Aber er war doch nicht mehr der namenlose Jemand: man lobte, man bekämpfte ihn, man nannte in manchen Kreisen seinen Namen. Und als Uhland, der in ganz Deutschland gefeierte Sänger, im Juli 1842 nach Hamburg kam und Hebbel ihn aufsuchte, da machte Uhland ihm einen, wenn auch kurzen Gegenbesuch. Und froh erzählt das Tagebuch: „Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden und wie ich ihn 1836 auch fand. Äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise. Freue mich.“ Hebbel fühlte sich als heimlicher Fürst im Geistesreiche; da tat es seinem Selbstgefühl überaus wohl, daß ein anerkannter Fürst in diesem Reiche ihn öffentlich besuchte und ihn damit als seinesgleichen vor den Leuten emporhob.

Die letzten Wanderjahre.

Doch jetzt galt's, endlich festen Boden unter die Füße zu kriegen, wo er für die Seinen auskömmlich sorgen und ungehemmt seinem dichterischen Schaffen nachgehen konnte.

In Hamburg schien's unmöglich. Da dachte er an seinen Landesherrn, den König von Dänemark; durch ihn hoffte er eine Professur in Kiel oder sonstwie ein gesichertes Dasein zu erlangen. Die dänische Königsfamilie, die ja deutscher Abkunft ist, fühlte sich ebenso zu Deutschland wie zu Dänemark gehörig, und ähnlich stand's mit weiteren Kreisen der dänischen Gebildeten. So dienten damals zwei Söhne des Königs im preußischen Heere, der eine von ihnen, Prinz Hans, kämpfte sogar noch 1848/49 gegen die Dänen und schied erst 1853 aus dem preußischen Heere. Jene Verhältnisse wurden erst anders, als die sogenannten Eiderdänen das Deutschtum in Schleswig und auch in Holstein zu unterdrücken suchten. Das führte zum Kriege Preußens und Österreichs gegen Dänemark, zum Anfall Schleswig-Holsteins an Preußen und zur Abkehr Dänemarks von Deutschland. Nun, 1842 dachte man dort noch anders, und hoffnungsfroh reiste Hebbel am 12. November nach Kopenhagen ab. Das Reisegeld, 20 Louisdor, hatte ihm der Vater seines verstorbenen Freundes Rousseau geschickt. Was er sonst an Einnahmen hatte, viel war's ja nicht, überließ er Elise. Dann begann er seine letzte Wanderszeit, die ihn über Kopenhagen, nochmal Hamburg, Paris, Rom, Neapel nach Wien führen sollte, wo der schon völlig Verzweifelnde endlich Ruhe und Glück in gesicherter Heimstätte fand.

Nach Kopenhagen.

Doch soweit ist's noch nicht. Fünf Monate mußte er in Kopenhagen zubringen, dann endlich gelang es durch die Fürsprache des schon erwähnten Dichters Öhlenschläger, zwar nicht eine Anstellung zu erhalten, aber doch ein Reisestipendium von jährlich 1440 Mark, und zwar auf zwei Jahre. Es war mal wieder höchste Zeit, das Reisegeld war verbraucht, und kümmerliche Nahrung, Kleidung, Wohnung hatten nicht unbedenkliche Erkrankung gebracht. Da kam die frohe Botschaft, und tiefempfindend dankt er im Tagebuche Gott für die Größe seiner Gnade, er fühle die Schwere der Pflichten, die sie ihm auflege, und wolle redlich ringen.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, die Hebbel in Kopenhagen kennen lernte, begeisterte ihn vor allem der Bildhauer Thorwaldsen, und zwar gleicherweise der Mensch wie seine Werke. (Der Leser kennt gewiß das Standbild des segnenden Christus und die Reliefs Nacht und Morgen.) Es ist allerdings kaum glaublich, daß diese Kunst Hebbel dauernd fesseln konnte, in der die hergebrachte Formenschönheit fast jede individuelle Charakteristik unterdrückt. Begann doch Hebbel damals seine „Maria Magdalena“, dies kleinbürgerliche Trauerspiel, das, wie wir noch sehen werden, vor nichts Häßlichem zurückschreckt, um nur der Charakterzeichnung völlig gerecht zu werden.

Gegen Ende April 1843 reist Hebbel nach Hamburg zurück, lebt dort wieder mit Elise zusammen und arbeitet an der „Maria Magdalena“, dann tritt er seine Reise an, die seine leibliche Gemeinschaft mit Elise und bald auch seine geistige endgültig zerreißen sollte. Er fährt am 9. September zu Schiff nach Havre und kommt am 14. in Paris an.

Dort mußte er freilich bald merken, daß man mit jährlich 1440 Mark nicht gerade glänzend in der fremden Weltstadt leben könne; Theater und ähnliche kostspielige Genüsse mußte er sich versagen, aber er lebte doch mitten im Fluten der damals bedeutendsten Stadt des festländischen Europas. Das war ihm ein immer neuer lebengebender Genuß. Er spricht das einmal (28. März 1844) aus in dem Gedicht „Ein Spaziergang in Paris“, besonders in den ersten Strophen: In Paris.

Es war ein sommerschöner Frühlingstag,
Und frühe schon verließ ich mein Gemach,
Mit Wonne trank ich die durchglühte Luft
Und eines Veilchenstraußes lauen Duft,
Den auf dem Boulevard mir, jung und rot,
Als ich vorüberstrich, ein Mädchen bot.

Und als ich weiterging und fern und nah
Das frische Leben sich entbinden sah,

Im Lied der Vögel, in der Sonne Licht,
Und in der Menschen frohem Angesicht,
Das alles spiegelt, was zu Leid und Lust
Sich still-geheim gebiert in tiefster Brust:

Da ward in mir das Innerste gelöst,
Des Wesens Kern und Wurzel wie entblößt,
Und was in mir nicht leuchtet und nicht klingt,
Weil es in andrer Form zum Dasein dringt,
Das leuchtete und klang, es rann in eins
Mit Strahl und Ton zur Fülle neuen Seins.

Ich lebte ganz: der ew'gen Kräfte Strom
Zog hin durch mich, durchs Engste, durchs Atom,
Ich wurde aus dem Ring, der mich umengt,
Ins Unermeßliche hinausgedrängt,
Ich fühlte, was ich sein kann, was ich bin,
Und gab — wie gern! — für jenes dieses hin.

Und solche Wirkung behielt für ihn Paris trotz des furchtbar Schweren, das er hier durchlebte. Am 22. Oktober meldet ihm Elise, der kleine Max sei plötzlich gestorben. Der Vater ist tief erschüttert durch den Verlust des Kindes, das er zärtlich liebte, der Freund ist nicht minder erschüttert durch den Mutterschmerz Elisens, die nun wieder allein steht; und in diesem Mitleiden, das sein ganzes Wesen durchrüttelt, schreibt er Elise, sie solle zu ihm kommen, sie müßten die Ehe schließen und damit unauflöslich vereint sein. Elise zögert eine Weile, inzwischen kommt er wieder zu nüchterner Besinnung: sie ist jetzt 40 Jahre, er 30; sie liebt ihn, er ehrt sie wohl, aber liebt sie nicht; sie hat nichts, und er ist auch ohne Besitz, und er fühlt, wie all sein Schaffen durch das ewige Ringen mit der materiellen Not erstickt wird, und er weiß doch, daß er der Welt wahrhaft Bedeutendes schaffen kann. Soll er nun das, was er mindestens seinem ganzen Volke geben kann und darum geben muß, soll er das verkümmern lassen dadurch, daß er einer einzelnen gibt, was er ihr geben muß: die Ehe, die ihr augenblickliche Genugtuung gibt, aber auf die Dauer sie beide elend macht? In neuen Briefen widerruft er seine Einladung und sein

Versprechen, das Schmerz und Mitleid ihm abgerungen haben, und langsam, aber unerbittlich vollzieht sich die innere und äußere Scheidung von Elise. — Wer das vorstehende überdenkt, der spürt natürlich gleich, daß die Rechnung nicht glatt aufgeht. Es bleibt ein böser Rest. War's doch nicht nur fremdes Verhängnis, das Hebbels Leben gestaltet hat, auch eigene überströmende Leidenschaft. Aber wer gerecht sein will, darf doch die zermürbende Lebensnot langer, langer Jahre nicht vergessen. Selbstverständlich setzte Elise sich zur Wehr und forderte immer drängender die Ehe, und das um so mehr, als sie jetzt ein zweites Kind von Hebbel unterm Herzen trug, das am 14. Mai 1844 geboren wurde und den Namen Ernst erhielt. Natürlich wurde hierdurch die Sachlage außerordentlich erschwert, aber Hebbel blieb unerschüttert bei dem Entschlusse, zu dem er sich einmal durchgekämpft hatte.

Trennung von Elise.

Wie schon gesagt, war trotz all dieses Schweren für Hebbel der Aufenthalt in Paris, mit seiner alten reichen Kultur, mit seinen kostbaren Kunst- und Büchersammlungen, mit seinem heißen, wogenden Leben und seiner landschaftlichen Schönheit, eine Quelle immer neuer Anregung und Befruchtung, wovon Tagebücher, Aufsätze, Briefe, Gedichte Zeugnis geben.

Maria Magdalena.

In Paris vollendete er Anfang Dezember 1843 das bürgerliche Trauerspiel „Maria Magdalena“ oder „Klara“, wie er es anfangs nannte.

Maria Magdalena heißt im Neuen Testamente eine büßende Sünderin. Als solche soll der Titel die weibliche Hauptfigur hinstellen. Das ist Klara, die Tochter des Tischlermeisters Anton. Sie hat einst einen jungen Herrn, ihren Jugendgespielen, geliebt und er sie. Dann ging er zur Universität. Ein paar Jahre vergehen; sie verlieren sich aus den Augen und, wie sie meinen, auch aus den Sinnen. Nun wirbt Leonhard um sie, ein Mann, den die ewige Not des Alltags und nicht minder sein trostlos leerer Geist zum öden Streber gemacht hat. Von der

Mutter gedrängt, verlobt sich Klara mit ihm — noch nicht öffentlich, aber sie gehen miteinander. Eines Sonntags sind sie zusammen auf einem Feste; da sieht sie den Jugendfreund, der inzwischen Sekretär — wir würden etwa sagen: Assessor — geworden ist, und die alte Liebe kommt wieder über sie. Leonhard merkt das, macht ihr Vorwürfe, sie fühlt sich schuldig, und als er sie nun abends wollüstig bedrängt, gibt sie sich ihm hin, ohne jede eigene Lustempfindung, nur weil sie meint, ihm beweisen zu müssen, daß sie ihm ihr Verlobungswort halten wird. Spät kommt sie heim und findet die Mutter tödlich erkrankt. — Das liegt vor dem Beginn des Dramas. Nach schwerer Krankheit ist die Mutter genesen. Sie geht jetzt zur Kirche. Klara schaut ihr nach, spricht mit sich selbst und mit Gott in Worten, die ihr innig frommes Wesen herzergreifend malen. „Wenn meine Mutter gestorben wäre, nie wär' ich wieder ruhig geworden, denn — — (mit einem Blick gen Himmel). Aber du bist gnädig . . .! Ich wollt', ich hätt' einen Glauben wie die Katholischen, daß ich dir etwas schenken dürfte! Meine ganze Sparbüchse wollte ich leeren und dir ein schönes vergoldetes Herz kaufen und es mit Rosen umwinden. Unser Pfarrer sagt, vor dir seien die Opfer nichts, denn alles sei dein, und man müßte dir das, was du schon hast, nicht erst geben wollen! Aber alles, was im Hause ist, gehört meinem Vater doch auch, und dennoch sieht er's gar gern, wenn ich ihm für sein eignes Geld ein Tuch kaufe und es sauber sticke und ihm zu Geburtstag auf den Teller lege. Ja, er tut mir die Ehre an und trägt's nur an den höchsten Feiertagen . . .! Einmal sah ich ein ganz kleines katholisches Mädchen, das seine Kirschen zum Altar trug. Wie gefiel mir das! Es waren die ersten im Jahr, die das Kind bekam, ich sah, wie es brannte, sie zu essen! Dennoch bekämpfte es seine unschuldige Begierde, es warf sie, um nur der Versuchung ein Ende zu machen, rasch hin; der Meßpfaff, der eben den Kelch erhob, schaute finster drein, und das Kind eilte erschreckt von dannen, aber die Maria über dem

Altare lächelte so mild, als wünschte sie, aus ihrem Rahmen herauszutreten, und dem Kind nachzueilen und es zu küssen. Ich tat's für sie!" — Jetzt tritt Leonhard ein, der zunächst in aller Form um Klaras Hand anhält. Dann aber hört er, daß Meister Anton ohne Vermögen ist, und beim ersten Anlaß hebt er die Verlobung auf. Dieser Anlaß ist ihm die Verhaftung von Klaras Bruder wegen angeblichen Diebstahls, die von einem dem Meister Anton verfeindeten Beamten mit brutaler Übereilung ausgeführt wird. In jähem Schrecken stirbt Klaras Mutter, die kaum von schwerer Krankheit genas. Und Meister Anton, der, von fanatischer Rechtlichkeit, nur einen Gott hat: seine unbefleckte Ehre vor den Leuten, seinen guten Ruf — er sagt, wie eine letzte Rettung suchend, zur Tochter: „Werde du ein Weib, wie deine Mutter war, so wird man sprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abseits ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg." Und dann droht er mit eherner Bestimmtheit: wenn die Leute auch auf sie mit Fingern zeigten, dann wolle er sich den Hals abschneiden. Er kann's nicht aushalten in einer Welt, wo die Leute mitleidig sein müßten, wenn sie nicht vor ihm ausspuckten. Klara weiß, daß der Vater seine Drohung erfüllt, daß er nicht fragt, ob sie aus sündiger oder edler Gesinnung ihre Tat getan; nur, ob sie's getan, und was die Leute dazu sagen. In irrer Angst eilt sie zu Leonhard: er solle sie doch heiraten, sonst merke der Vater ihren Fehltritt und morde sich selbst. Aber Leonhard hat schon eine bessere Partie in Aussicht und weist sie schnöde ab. Daheim trifft sie den Sekretär, in beiden taucht das Erinnern an die früheren Jahre auf, unwillkürlich offenbaren sie einander ihre Liebe. Da wacht sie auf . . . Das ist ja für ewig vorbei. Sie hat sich ja dem Leonhard hingegeben. Der Sekretär hört das, er liebt sie, er leidet mit ihr, aber „darüber kann kein Mann hinweg! Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen? Ärmste! Ärmste!" Und er stürmt hinaus, um den widerwärtigen

Gesellen durch ein Duell aus dem Wege zu räumen. Inzwischen geht Klara schaudernd in den Tod, wie ein Kind hinausgeht in die furchtbar dunkle Nacht. Was soll sie auch tun? Keiner will ihr helfen, und des Vaters entsetzlicher Selbstmord droht. So springt sie in den Brunnen, und erst an ihrer Leiche geht dem Vater und dem Geliebten das Erkennen auf, daß sie ein trotz allem reines, liebes, reiches Menschenkind in den Tod hetzten aus feiger Furcht vor dem Gerede der Leute. Die Maria Magdalena des Neuen Testamentes fand den tiefschauenden tapferen Erbarmer, der hub sie zu sich empor, die Maria Magdalena unseres Dramas fand engherzige Spießbürger, die stießen sie in den Tod. — Dies Drama ist ein Kämpfen für edle, weitherzige Menschlichkeit, und der Kampf geschieht dadurch, daß hier geistige und wirtschaftliche Enge in ihrer atemraubenden, lähmenden Furchtbarkeit unerbittlich getreu uns vor die Seele gestellt wird. Durch diesen Naturalismus wirkt nun freilich das Drama unsagbar niederdrückend. Und da nun damals Naturalismus, Realismus, Armeleutmalerei noch unbekannte Dinge waren, so ist's begreiflich, daß es fast nirgend aufgeführt wurde und daß Campe in den nächsten zwei Jahren nur 114 Exemplare absetzte; womit für Hebbel dann wieder die Hoffnung schwand, von seinem eigenen Schaffen leben zu können. — In die Pariser Zeit fällt auch die Ballade „Der Heideknabe“ — etwas nervös schauerlich, wie das oft Hebbels Art ist, auch in seinen Tagebüchern — aber mit urwüchsig volksliedmäßigen Schlußstrophen.

Der Heideknabe.

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
Mit dreißig Talern zum Heideort,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihm, sich anzuziehn,
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

Ach Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
Die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!“
„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach' ich dir Beine!“

„Ach Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifst du“ — zum Stock, will er sagen,
Er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach Meister, mein Meister, ich geh' ich geh,
Bring' meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie in allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
Die Winde darüber sausend,
„Ach wär' hier ein Schritt wie tausend!“

Und alles so still und alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus,
Des Knaben Angst ist gestiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach, Hirte, du bist ja von guter Art,
Vier gute Groschen hab ich erspart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach, Meister Hirte, ach nein, ach nein,
Es ist doch besser, ich geh' allein!“
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten.“

„Da sind die vier Groschen!“ Er wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken:
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
Ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
Auch muß das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm, setz' dich unter den Weidenbaum
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott soll mich verdammen,
Trifft's nicht mit deinem zusammen!“

Er faßt' den Knaben wohl bei der Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand,
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig!

„Nun sprich, du träumtest“ — „Es kam ein Mann —“
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?“

„Er zog ein Messer!“ — „War das wie dies?“
„Ach ja, ach ja!“ — „Er zog's?“ — „Und stieß —“
Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, das ich dich quäle!“

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen sei?
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei,
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böse noch tat,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Von seinem Pariser Aufenthalte ist noch zu erwähnen, daß er damals Heine persönlich kennen lernte, über den er sich jetzt günstiger äußerte. Auch trat er dem Dr. Felix Bamberg freundschaftlich nahe, dem späteren deutschen Generalkonsul in Genua. Diese Freundschaft ist den „Tagebüchern“ später verhängnisvoll geworden. Bamberg gab

sie nach Hebbels Tode heraus und meinte des Freundes Andenken dadurch schonen zu müssen, daß er mehrere Seiten und Einzelstellen vernichtete und uns damit die gewaltige Selbstdarstellung eines unserer tiefsten Geister verkürzte.

Am 26. September 1844 verließ Hebbel Paris, reiste durch Südfrankreich nach Marseille, von dort zu Schiff nach Rom. Auf dem Meere glaubte er die höchsten Augenblicke seines Lebens zu genießen. In Rom und Neapel hat er dann ja Kunst und Geschichte und Natur mit Eifer studiert, ist von der deutschen Kolonie lebhaft gefeiert worden, hat schöne, vornehme Frauen mit Wonne angeschaut. Aber zu einem großen inneren Erlebnis ist diesem durch und durch germanischen Deutschen Italien nicht geworden. Er war auch zu ehrlich und zu innerlich selbständig, sich das nach großen Mustern anzuquälen, wie es so viele Italienfahrer tun. — Dann kam einmal wieder die Not, Geld und Kleidung gingen aus, das italische Klima machte ihn krank. Nur durch die Unterstützung des Malers Louis Gurlitt, dem Hebbel dafür dauernde dankbare Zuneigung bewahrte, konnte er die Rückreise nach Deutschland bestreiten. Am 4. November 1845 kam er in Wien an. Wohin nun? Wo war nur noch ein Schimmer von Hoffnung? Er fühlte sich innerlich gebrochen und meinte, den Lebenskampf endgültig verloren zu haben.

Hebbel in Italien.

Frei von Sorgen.

Da endlich kam die Rettung. Mutlos wollte Hebbel schon weiterreisen. Die Wiener hatten ihm viel Freundliches gesagt. Das tut man dort wohl ziemlich leicht. Aber sie taten nichts für ihn. Da nahmen zwei galizische Edelleute, Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, die von seinen Werken tief ergriffen waren, sich seiner an. Sie unterstützten ihn aufs reichste. Jetzt konnte er bleiben; ein Kreis begeisterter Anhänger bildete sich um ihn. Er lernte die Schauspielerin Christine Enghaus vom Burg-

Hebbels Heirat. theater kennen. Sie war eine bedeutende Darstellerin, eine stattlich schöne Frau, auch Hebbel war eine hohe, blonde, vornehm schlanke Erscheinung. Kunstbegeisterung und gegenseitiges Wohlgefallen führen sie zusammen, sie gewinnen sich lieb, und am 26. Mai 1846 vermählen sie sich. Hebbel schreibt ehrlich in sein Tagebuch, er hätte dieser Liebe schließlich Herr werden können; aber das Vermögen und die hohe Jahreseinnahme Christinens brachten ihm endlich gesicherte Verhältnisse, die ihm die Erfüllung seiner dichterischen Lebensaufgabe ermöglichten. Mit Elise wäre er im Hunger zugrunde gegangen, obendrein ohne Liebe. So trennte er sich von ihr. Selbstredend ist da Schuld, aber — wir sahen's zur Genüge — auch wuchtende Schicksalsfügung. Übrigens hätte ein Umstand Hebbel doch beinahe von der Ehe mit Christine zurückgeschreckt: sie hatte aus früheren Jahren ein uneheliches Kind. „Darüber kommt kein Mann hinweg" hatte Hebbel den Sekretär in der „Maria Magdalena" sagen lassen, aber am Ende des Dramas hatte er das Wort als kleinlich und ungerecht verdammt. Zum gleichen Ergebnis im eigenen Leben zu kommen, ist ihm ein böser Kampf gewesen; dann aber ward es eine Ehe, die ein Glück hat aufwachsen lassen, wie es nicht vielen Ehen zuteil wird. Im Dezember 1846 wurde ihnen ein Sohn geboren, der aber schon im Februar 1847 starb.

Daß derweilen im fernen Hamburg in der verlassenen Elise ein wilder Haß aufquoll, der sich in Schmähreden und Schmähbriefen Luft machte, wie einst in Weimar bei der Freifrau von Stein, die Goethe geliebt und um Christiane Vulpius verlassen hatte, das ist nur zu begreiflich. Aber was Goethen damals nicht zuteil wurde, durfte Hebbel erleben: „Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit." Am 12. Mai 1847 starb Hebbels und Elisens Sohn, den der Vater ja nie gesehen hatte. Da tat Hebbels Frau den prächtigen Schritt, für den man sie liebhaben muß: sie lud die vereinsamte Elise ein, zu ihnen nach Wien zu kommen. Anfangs mag der Unglücklichen das

Aussöhnung mit Elise.

neue Zusammenleben unsagbar schwer geworden sein, aber endlich kam sie doch zur inneren Ruhe. Sie blieb über ein Jahr lang. Inzwischen wurde dem Ehepaare eine Tochter geboren, am ersten Weihnachtstage 1847, sie wurde Christine genannt. Ein halbes Jahr später reiste Elise wieder nach Hamburg, sie nahm Christinens vorehelichen Sohn mit sich, den sie jetzt erzog, von Hebbels jährlich reichlich unterstützt. Am 18. November 1854 ist sie gestorben, der Pflegesohn ging als Kaufmann nach Amerika. Hebbel schrieb damals in sein Tagebuch: „Elise ist nicht mehr. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu hoffen und also der Tod nur zu wünschen. So erschütterte mich die Schmerzenskunde denn im Moment des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird. Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber als ihr in den reinen Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen."

Mit seinem Weibe und seiner Tochter hat Hebbel dann in innigster, echter Gemeinschaft gelebt bis an seinen Tod, wenn es auch in dem leidenschaftlichen dann und je himmelhoch aufloderte. Und mit frohem Behagen genoß der Mann, den die Not so lange gedemütigt und verelendet hatte, das nie gekannte Leben in gesichertem, schönem Heim. Geradezu fürstlich aber erschien ihm sein Los, als er sich in den österreichischen Bergen ein Häuschen für den Sommer kaufen konnte, wo er auf eigenem Boden saß. Im Tagebuche heißt's am 14. August 1855: „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich früher noch eher gehofft, einmal einen Charakter oder eine Situation zu malen wie er, als mir wie er ein Grundstück zu kaufen. Und doch habe ich heute mittag 10 Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin!"

Und das folgende Jahr schließt er am Jahresabend

im Tagebuch mit dem Wunsche ab, den nur ein vom Glück Gesättigter aussprechen kann:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr; ich würde erschrecken.
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor."

Natürlich wurden jetzt auch alte Schulden bezahlt, z. B. an den Maler Louis Gurlitt, und alten Freunden wurde geholfen, z. B. dem Lehrer Dethleffsen und ganz besonders dem jüngeren Bruder Johann, der noch in Wesselburen lebte. Daß in Hebbels Hause jetzt viele Gäste aus- und eingingen, läßt sich denken, aber Hebbel ist immer ziemlich einsam geblieben. Wohl waren ihm mehrere Jahre lang zwei jüdische Literaten, Emil Kuh und Siegmund Engländer, befreundet, aber dann zerbrach diese Freundschaft. Nun waren ihm nächste Gefährten sein Weib, seine Tochter, sein Hund und sein Eichhörnchen, die vier hat er sein Leben lang mit zärtlicher Liebe gehegt. Alle vier waren ihm treu vereinte Kameraden, die ihn nicht allein sein ließen in der weiten Welt; sie waren ihm oft willkommene Helfer, die ihn manches von Gott und Welt durch ihre klugen Augen sehen ließen; sie waren ihm ein wunderbarer Teil beseelter Allnatur, ein Stück derselben, das ihm vor allen sich darbot.

Herodes und Mariamne.

Aber nun müssen wir an die Werke denken, die der Dichter in dieser sonnigen Zeit seines Lebens schuf.

Am 14. November 1848 wurde die Tragödie Herodes und Mariamne vollendet. Der Stoff hat ihn nach dem Tagebuche wohl die ersten zweiundeinhalb Jahre seiner Ehe beschäftigt. Da wäre dann nicht unmöglich, was Richard Maria Werner vermutet: daß dem Dichter bei der Gestaltung der hoheitsvollen, schönen Mariamne oft seine Gattin vorgeschwebt habe und die eifersüchtige, wenig bedeutende Elise Lensing bei der Salome, und daß er sich selbst, den jähzornigen, oft von der Leidenschaft umgetriebenen, im Herodes dargestellt hätte. Irgendwie muß ein Dichter ja seine Gestalten erlebt haben, sonst deklamieren sie, leben aber nicht. Das „Wie" dieses Erlebens wird sich uns freilich selten entschleiern.

Die Hauptgestalten des Dramas nennt sein Titel: Herodes und Mariamne. Herodes, ein tatkräftiger, furchtloser, selbstbewußter, gewaltiger Mensch, auch ist er ein echter Herrscher mit scharfem Verstande, mit klaren Zielen und kluger Vorsicht. Aber er ist ein tyrannischer Despot, dem die Menschen nicht Brüder sind, für die er da ist, sondern Sklaven, die für ihn da sind. Nun erfährt er den Fluch solcher Tyrannen: er nutzt die Menschen nur für sich aus und muß deshalb glauben, jeder Mensch denke und handle ihm gegenüber geradeso. Durch dieses Mißtrauen stößt er jeden edeln und seines eignen Wertes bewußten Menschen um so sicherer von sich ab, je innerlich größer er ist. Und solch eine edle, innerlich große und dabei äußerlich wunderbar schöne Persönlichkeit steht neben Herodes: sein Weib Mariamne. Sie lieben sich inbrünstig, aber durch sein Tyrannenmißtrauen mordet Herodes die Liebe. Und gerade dies ist der Inhalt der Tragödie. — Zweimal muß der König ausziehen in Unternehmungen, aus denen eine Heimkehr recht unwahrscheinlich ist. Wenn er nun fällt, was wird sein herrliches Weib tun? Der Tyrann kann nur mißtrauen. So beauftragt er denn jedesmal einen Vertrauten, wenn die Nachricht von seinem Tode komme, alsbald Mariamne zu töten, damit sie sich nicht einem andern liebegierend in die Arme werfe. Beide Male erfährt Mariamne von seinem Befehle. Als Herodes das erstemal so tat, konnte Mariamne sich noch einreden, es sei vielleicht im Fieber der Leidenschaft geschehen, und das muß wahre Liebe vergessen können. Als er aber beim zweiten Male denselben Blutbefehl gab, da mußte sie erkennen, daß er durch die Selbstsucht so gemein geworden sei, daß ihm der Sinn erstarb für wahrhaft Edles und für echte Liebe. Kehrte er jetzt heim, so konnte er ihren schönen Leib noch genießen, ihre innere Persönlichkeit konnte er nicht mehr spüren. Und überdies mußte sie bei jedem, der von nun an ihr nahte, sich schaudernd sagen: Gib acht, dies kann dein dritter Henker sein. Und je mächtiger in Mariamne die Liebe bisher war, um so

naturnotwendiger gibt's für sie jetzt nur den Tod, und je edler und reiner diese Liebe war, um so notwendiger wandelt sie sich gegen den, der sie schändet, in Haß. Sie, die doch allein den früheren Herodes im Herzen trägt, zwingt ihm den Glauben auf, sie sei untreu geworden. Sie feiert ein üppiges Fest — wie alle meinen, auf eine Botschaft von seinem Tode hin, während sie doch weiß, daß er heimkehrt. Nun läßt der Tyrann die scheinbar Überführte töten, um erst hernach von einem, dem sie sich offenbarte, zu erfahren, was er getan.

Dies Drama ist eine Verherrlichung edelster, stolzer Persönlichkeit, für die es kein schwächliches Unterducken und Auch-anders-können gibt. Prachtvoller Heldentrotz sprüht da heraus. Mög's oft andächtig gehört und gelesen werden. Unsere Zeit und unser Volk kann's gebrauchen.

Die Gestalten des Herodes und der Mariamne sind in ihrer Reckenhaftigkeit wesensverwandt mit denen des Nibelungendramas, das wir weiter unten darstellen werden. Sie leben nach Hebbels Auffassung auch in wesensverwandter Zeit: Herodes und Mariamne am Ausgange der Antike, die Nibelungen am Ausgange des germanischen Heidentums. Beiden Zeiten eignet nach Hebbel das bedenkenlose Sichausleben der Persönlichkeit, das wildstarke Genießen, das unbekümmerte Spielen mit Leben und Tod, dem eigenen und dem der andern. In beiden Dramen weist nun Hebbel hin auf eine neue Weltanschauung, die der alten folgen soll, welche durch ihre eigene Wildheit zusammenbricht, auf das Christentum.

In „Herodes und Mariamne" geschieht das ganz am Schlusse: Die heiligen drei Könige erscheinen und fragen nach dem neugeborenen König der Juden, der in Bethlehem geboren sei. Herodes gibt dann den bekannten Mordbefehl, dessen Mißlingen ein Diener leise vorhersagt: „Doch Moses ward gerettet trotz Pharao!"

Was der in Bethelehem Geborene der Welt bringen wird, die Überwindung des Ich durch die selbstlose Gottes- und Menschenliebe, das wird in diesem Drama nicht gesagt.

Allerdings, jeder Hörer weiß es, gleichwohl wirkt so der Schluß einigermaßen wie ein Puppenspiel, das uns nicht innerlich gewinnt.

Mit größerem Ernst hat Hebbel — um das hier schon vorweg zu nehmen — im Nibelungendrama jener neuen Weltanschauung Gestalt zu geben versucht. Da erscheint z. B. unter den schmausenden Recken ein Pilger (er war vordem ein stolzer Herzog), der um milde Gaben bittet, sie aber nur nimmt, wenn man ihm zugleich einen Backenstreich gibt. Da ist Dietrich von Bern, der mächtigste Held der Erde, der lange Jahre dem Etzel freiwillig als Vasall dient, vermutlich, um wie jener Pilger sich selbst zu überwinden. Da ist der Kaplan im Dome zu Worms, der Siegfrieds Leiche nicht einläßt, als man draußen dessen Macht und Siege preist, sondern erst, als man demütig spricht: „Hier ist dein Bruder Siegfried, mit soviel Sünden als er Haare hat.“ (Hebbel hat das dem Wiener Hofzeremoniell nachgebildet.) Schwerlich aber werden viele Hörer diese Träger einer überwiegend leidenden Selbsterniedrigung als Vertreter einer höheren Weltanschauung gegenüber der der prachtvollen Nibelungen empfinden. Dogmatisch mag mancher sich dazu zwingen, aber unser tiefstes Empfinden wird sich dagegen sträuben. Und mich müßte alles täuschen, wenn Hebbel nicht geradeso dächte. Dann hat er also in diesem Falle nicht erreicht, was er erreichen wollte. Nun, es hat auch noch kein Künstler ein Christusbild geschaffen, das unser Ideal verkörperte. Im übrigen wird durch jenes Mißlingen das erste Drama gar nicht, das zweite nur wenig beeinträchtigt.

Die fünfte von Hebbels großen Tragödien wurde am Weihnachtsabende 1851 vollendet nach nur dreimonatiger Arbeit. Sie heißt „Agnes Bernauer“. Hier ist Hebbel zur Prosa zurückgekehrt, nachdem die Verse in „Herodes und Mariamne“ ihm wenig geglückt waren, die doch nur rhythmisch gegliederte Prosa sind.

In unserm Drama vermählt sich Albrecht, der Sohn des alten Herzogs Ernst von Bayern-München, mit Agnes *Agnes Bernauer.*

Bernauer, der durch ihre Schönheit weithin bekannten Tochter eines Baders und Chirurgus (heute hieße das „Friseur und Heilgehilfe“) in Augsburg. Der alte Herzog, der meisterhaft gezeichnet ist, nimmt seinem Sohne zwar das Thronfolgerecht, trotzdem der sich lebhaft wehrt, und gibt es einem Neffen, aber sonst läßt er — eigener Jugendtollheiten gedenkend — den Sohn gewähren, nicht ohne ein wenig geheimes Behagen an dem verfluchten Kerl. Da stirbt der Neffe, andere männliche Erben sind nicht vorhanden. Albrecht kann ja regieren, aber nicht dereinst seine Kinder von der unebenbürtigen Agnes. Wenn er nun stirbt, dann werden alle umliegenden Staaten ziemlich gleichberechtigte Ansprüche auf Bayern-München erheben, sie werden darum Krieg führen, werden's zerreißen, seinen Wohlstand zerstören und viele tausend Menschen töten oder verstümmeln. Und das alles nur, damit der eine Albrecht sein Liebesglück in den Armen der schönen Agnes finde. Da sie nun nicht voneinander lassen wollen, und das Recht der Gesamtheit dem Rechte des einzelnen vorgeht, so muß Agnes sterben. Und diese Notwendigkeit erfüllt der Herzog dann mit unerbittlichem Willen, er läßt das schuldlose süße Weib des Sohnes in die Donau stürzen. In rasendem Schmerze rafft der ein Heer zusammen, wirft die Truppen des Vaters nieder und steht nun in schäumender Wut vor ihm. Da reicht ihm der Vater den Herzogsstab: Sei du jetzt Fürst; aber sei es erst ein Jahr; verlern' da, dich als Einzelmensch zu fühlen, der tun kann, was er will; lern' da, dich als Glied zu fühlen, das dem Ganzen dienen soll; — dann richte mich. — Man hat unser Drama mit Kleists „Prinzen von Homburg“ verglichen. Der Vergleich paßt: beide Dramen verkünden, daß der einzelne sich dem Ganzen unterordnen müsse. Und der Vergleich zeigt zugleich Hebbels unerbittlich großartige Natur. Vom Prinzen von Homburg fordert das Vaterland schließlich nur das eigene verschuldete Leben; Albrecht muß mehr geben: sein unschuldiges, liebes Weib. Das ist so recht Hebbels herbe Art, immer die allerschwerste

Probe aufs Exempel zu machen. Das Leben hat mit ihm nicht gespielt, und er spielt nicht mit dem Leben. Auf seine dunkeltiefsten Stellen geht er los und gräbt und wühlt mit fast wütender Kraft. Und ich denke, er ist hier ans Ziel gekommen.

In der letzten Szene dieses Dramas ist eine Stelle, die ein Licht wirft auf Hebbels politisches Denken. Der Herzog sagt da zu seinem Sohne: „Schau dies Banner an . . . Es ward aus demselben Faden gesponnen, woraus der letzte Reiter, der ihm folgt, sein Wams trägt . . . Aber das deutsche Volk hat in tausend Schlachten unter ihm gesiegt und wird noch in tausend Schlachten unter ihm siegen, darum kann nur ein Bube es zerzupfen, statt sein Blut dafür zu verspritzen und jeden Fetzen heilig zu halten. So ist's auch mit dem Fürsten, der es trägt . . . Wir müssen das an sich Wertlose stempeln und ihm einen Wert beilegen, wir müssen den Staub über den Staub erhöhen, bis wir wieder vor dem stehen, der nicht Könige und Bettler, nur Gute und Böse kennt und der seine Stellvertreter am strengsten zur Rechenschaft zieht. Weh' dem, der diese Übereinkunft der Völker nicht versteht, Fluch dem, der sie nicht ehrt!“ Diese Worte sind im zweiten Jahre nach der Revolution 1848/49 niedergeschrieben, die noch in viel tausend Herzen nachzitterte, und in solch Zeiten haben derartige Worte die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntnisses. Aus der Entstehungszeit des Dramas bringt auch das Tagebuch so manche Eintragung, welche die Republik verurteilt, weil sie alle Menschen öde gleichmachen wolle und darum keine ganz großen Menschen dulden könne, und welche die Monarchie preist, sogar den Absolutismus, um ihres unermeßlichen mystischen Ideenhintergrundes willen (vielleicht denkt er da an Gottesgnadentum, an den geschichtlichen Glanz der Kaiserkrone u. dgl.). Die oben mitgeteilte Stelle aus der „Agnes Bernauer“ ist also als Äußerung einer streng konservativ-monarchischen Gesinnung aufzufassen, was ihm natürlich der damalige politische Liberalismus sehr ver-

übelte. Im übrigen ist Hebbel in politischen Dingen wie so viele Deutsche mehr räsonierender „Einspänner" gewesen als Erfolg anstrebender Parteimensch.

Gyges und sein Ring.

Am 14. November 1854 vollendet Hebbel die Tragödie „Gyges und sein Ring". Es ist eigentümlich, daß fast alle seine großen Tragödien im November, Dezember fertig geworden sind. Der Herbst war für Hebbels Schaffen besonders günstig. „Der Herbst", schreibt er einmal, „sondert den Menschen von der Natur und gibt ihm das Gefühl seiner selbst." Und ein andermal: „Gottlob, der Herbst übt seine alte Wirkung auf mich. Große Tätigkeit und in dieser Genuß und Fülle des Daseins."

Den meisten Literarhistorikern gilt „Gyges und sein Ring" als Hebbels tiefstes, schönstes und reifstes Werk. Ich weiß nicht, ob dies Urteil Dauer haben wird. Die Sprache des Dramas ist ja vollendet schön, wie nur noch die der Nibelungen; und eine reiche Fülle tiefer Gedanken rankt sich um die Handlung. Aber das Drama arbeitet mit Voraussetzungen, die unserm Denken doch recht fern gerückt sind.

Der König Kandaules von Lydien, der letzte Sproß des seit fünf Jahrhunderten dort herrschenden Herakliden-geschlechtes, ist ein jugendlicher, etwas unreifer Reformer. Er will gelten durch sich selbst, nicht durch die altheiligen Herrscherabzeichen der Vorfahren, er will die altertümlich starren Sitten seines Volkes niederbrechen und an ihre Stelle die innere und äußere Freiheit des nahen, von ihm hoch gepriesenen Griechenvolkes setzen. So hat er das ungefüge Diadem der Vorfahren und ihr schweres Schwert abgelegt und hat sich neue, schönere, bald hätt' ich gesagt: modernere, herstellen lassen. Der altehrwürdige Diener hat den König des öfteren gewarnt, bis der weiteres Reden abwehrt. Der Alte entschuldigt sich fein:

„Vergib mir, Herr!
Doch weißt du: nicht die jungen Glieder sind's,
In denen sich ein Wittrungswechsel meldet,
Die alten Knochen spüren ihn zuerst."

Und der Witterungswechsel tritt ein, weite Kreise des Volkes bringt des Königs pietätloses Tun zur Empörung, denen des Herrschers Person erst heilig wird durch seine vom Alter geheiligten Abzeichen. Nun mußte das weitere Drama dem Kandaules Gelegenheit bieten, zu zeigen, daß er imstande ist, aus eigener Kraft dem Neuen heilige Würde zu geben, oder daß er unkräftig an der Aufgabe scheitert. Gesagt wird das letztere auch in ein paar Zeilen, durch die Handlung bewiesen wird's nicht, dann aber kann uns selbst kein Hebbel innerlich überzeugen, so wenig wie ein Goethe oder Shakespeare.

Statt jener vermißten Handlung gibt das Drama uns nur ein zweites Reformwerk. Des Königs Gattin Rhodope, ein Weib von berauschender Schönheit, ist uraltem Brauche gemäß im Harem aufgewachsen. Nie hat ein Mann sie gesehen außer ihrem Vater und ihrem Gatten. Sähe sie ein anderer, der müßte sterben und sie als geschändete auch. Warum? „Der Edelstein, den man nicht zeigt, lockt keine Räuber an." Aber das ist doch eine Begründung, die einem Mohammedaner genügen mag; für uns gibt's dahin keine innere Brücke. Der König will nun die Haremsmauern auftun, sein Weib den Menschen zeigen. Ein bißchen Reformeifer mag da mitwirken; die Hauptsache ist ihm, daß er einen Zeugen braucht dafür, daß er sich nicht belügt, wenn er sich rühmt, das schönste Weib zu küssen. So überredet er denn seinen Freund Gyges, sich mit einem unsichtbar machenden Ringe nachts ins Schlafgemach der Königin einzuschleichen. Rhodope merkt die Tat und bringt Gyges zum Bekenntnis. Nun muß er den König töten, weil der den Frevel angestiftet; Gyges muß dann vor dem Altar ihr Gatte werden, weil er sie sah, was nur der Gatte darf. Dann ersticht sie sich, obwohl sie dem Gyges am Schlusse des vierten Aktes anderes versprach. — Wie gesagt, die Voraussetzungen sind uns gleichgültig, die Handlung unzusammenhängend, die Gestalten unglaubhaft, z. B. Kandaules ein eitler Schwächling und ein weiser Held, Rhodope ein wunderbares Haremsweib und

eine philosophische Nonne. Und doch sind all die Einzelgedanken, die der Dichter ausstreut, so tief, ihre Form so reif und schön, daß man das Drama immer wieder liest und wohl begreift, wie so mancher Kritiker sich angesichts all dieses Schönen über das Verfehlte gewaltsam hinwegbegeistert.

Zum Schönsten und Tiefsten in diesem Drama gehören des Kandaules Worte vom Schlafe der Welt, als er zum Todeskampfe gegen Gyges sich anschickt:

„Auch fühl' ich's wohl, ich habe schwer gefehlt,
Und was mich trifft, das trifft mich nur mit Recht.
Das schlichte Wort des altehrwürd'gen Dieners
Hat mich belehrt. Man soll nicht immer fragen:
Was ist ein Ding? Zuweilen auch: was gilt's?
Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo alles denkt wie ich; was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Ist über diesen Dingen eingeschlafen,
Die sie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. Drum prüf er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
Und reich genug ihr Höheres zu bieten,
Wenn sie den Tand unwillig fahren läßt.
Herakles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu stolz, um ihn in Demut zu beerben,
Und viel zu schwach, um ihm es gleich zu tun,
Hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieser knirscht nun rächend mich hinab.
.... So ist's, auch darf's nicht anders sein!
Die Welt braucht ihren Schlaf wie du und ich
Den unsrigen, sie wächst wie wir und stärkt sich
Wenn sie dem Tod verfallen scheint und Toren
Zum Spotte reizt....
Drum, Gyges, wie dich auch die Lebenswoge
Noch heben mag, sie tut es ganz gewiß
Und höher, als du denkst: vertraue ihr
Und schaud're selbst vor Kronen nicht zurück,
Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!

Beinahe ein Jahr nach der Vollendung von „Gyges und sein Ring“ ging Hebbel am 18. Oktober 1855 an die

Gestaltung des Werkes, das unser Volk noch einmal zu seinen höchsten nationalen Schätzen rechnen wird: der „Nibelungen“. Und am 22. März 1860 trägt er ins treue Tagebuch ein: „Eben, abends sieben Uhr, schreibe ich die letzten Verse des fünften Aktes von „Kriemhildens Rache“ nieder. Draußen tobt das erste Frühlingsgewitter sich aus, der Donner rollt, und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht. Beendet, wenn nicht vollendet.“ Aber noch am 30. Januar 1862 hat ihn der zweite Teil des Dramas, wenn auch nur in Einzelheiten, beschäftigt. Als dann im Februar 1863 diese seine gewaltigste Tragödie mit geradezu andächtiger Begeisterung vom Volke und vom Kaiserhause aufgenommen wurde, da schreibt er stolz in sein Tagebuch: „Laßt mich die Lieder des Volkes machen, und macht ihr die Gesetze.“ Jahrzehnte ist's dann durch Wagners Ring der Nibelungen zurückgedrängt. Die Zeit wird kommen, wo es unserm Volke in vorderster Reihe steht. Die Nibelungen.

Die alte gewaltige Sage kennen wir alle, vom Siegfried, der den Drachen schlug und das Nibelungengold gewann, der dann an den Burgundenhof zu Worms kam, der durch unbedachten Trug dem König Gunter die Brunhild gewann und dafür die liebliche Kriemhild freien durfte. Dem dann wieder unbedacht das Geheimnis des Truges entfuhr, das Kriemhild im eifersüchtigen Streite der sich überhebenden Brunhild offenbarte, und der dafür vom grimmen Hagen hinterrücks erschlagen wurde im Odenwalde, und den sein Weib dann rächte in einem Strom von Blut, der ihr ganzes wildes herrliches Geschlecht ertränkte und sie mit und ihren Jammer.

Und diese mächtig quellende Sage aus der großen Jugendzeit unsers großen Volkes, die ein namenloser Dichter des Mittelalters in schlichten Worten und einfachsten Gedanken uns überlieferte, die hat Hebbel in seine Seele aufgenommen, in seine Seele, die selbst von der Nordseeheimat her etwas wild Reckenhaftes hat (deshalb gelingt's ihm auch nicht, wie wir schon sahen, eine

Religion „höherer“ Sittlichkeit überzeugend zu gestalten), die in tiefstem Grübeln jedem Schicksal nachging bis an die Wurzeln des Seins und die auf der Höhe des Lebens erfüllt war von einer Pracht und Schönheitsfülle, von einer abgeklärten Weisheit und einer lächelnden Wehmut (Humor nennt man's sonst), wie es nur der Herbst des Lebens einem ganz Großen als endliche goldene Frucht rastlosen Ringens in die bald sinkenden Hände gibt. Allerdings, diese Tragödie ist nicht nur Hebbels Verdienst. Dem mittelalterlichen Sänger und den uralten Sagen gebührt ein guter Teil unsers Dankes und unsrer Bewunderung. Ja, man könnte einige prächtige Szenen des alten Liedes nennen, die Hebbel fallen ließ oder nicht kräftig genug ausbaute. Da wäre z. B. der Abschied der Nibelungen von Bechlarn: wie da jeder eine Abschiedsgabe empfängt, Gernot das Schwert, mit dem er Rüdiger hernach erschlug, Hagen den Schild, den er vorm Todeskampf mit Rüdiger tauschte, Volker goldne Armspangen fürs Fest auf der Etzelnburg. Oder: der nächtliche Ritt durchs Bayernland. Oder: wie Rüdiger Hagen vorm letzten Kampfe seinen Schild gibt. — Aber andererseits, wer das alte Nibelungenlied liest, der muß doch hindurch immer wieder durch langweilige Turnierschilderungen, Aufzählungen und Beschreibungen von Waffen und Kleidern, durch Flickworte und Flickredensarten, die nur den Vers voll machen sollen, durch eine meist sehr unbeholfene Sprache, die immer dieselben wenigen Bilder gebraucht. Es ist, als ob ein Kind von Ungeheurem stammelt.

Wie anders gestaltet da Hebbels große Kunst. Mit böcklinscher Phantasie schildert er den Drachenkampf Siegfrieds: vor der Schatzhöhle steigt ein Wall empor; er meint, der Drache sei darin, aber

„Der ganze Wall war mir ein einz'ger Wurm,
Der tausend Jahre in der Felskluft schlafend
Mit Gras und Moos bewachsen war und eher
Dem zack'gen Rücken einer Hügelkette
Als einem Tiere glich, das Odem hat.“

Mit einer Kunst, die durch geheimnisvolles Grauen und machtvolle Schönheit das Unwirkliche wirklich macht und auch den Nüchternen unwiderstehlich bannt, wird die Gestalt der Brunhild verbunden mit den alten Heidengöttern, sie ist Odins Kind, von dem sie durch die verhängnisvolle Taufe des neuen Christentums weggerissen wird.

In ihre Burg auf dem eisstarrenden Island kommen Siegfried und Gunter. Sie wollen Brunhild im trügerischen Kampfe gewinnen, wo Siegfried in der unsichtbar machenden Tarnkappe den Gunter im Springen tragen und für ihn den Speer und den Felsblock werfen soll. Sie treten mit Hagen und Volker in Brunhilds Saal, und die Jungfrau, die bisher jeden Freier vernichtete, mitleidlos „wie der Blitz, der keine Augen hat oder der See, der keinen Schrei vernimmt", sie ruft ihnen entgegen:

Wer ist's der heute sterben will?
(Zu Siegfried.)
Bist du's?

Siegfried: Ich will nicht sterben, und ich will nicht werben,
Auch tust du mir zuviel der Ehre an,
Mich vor dem König Gunter zu begrüßen,
Ich bin hier nur sein Führer....

Brunhild: (gegen Gunter) Also du?
Und weißt du, was es gilt?

Gunter: Wohl weiß ich das!

Siegfried: Der Ruf von deiner Schönheit drang gar weit,
Doch weiter noch der Ruf von deiner Strenge,
Und wer dir immer auch ins Auge schaut,
Er wird es nicht im höchsten Rausch vergessen,
Daß dir der dunkle Tod zur Seite steht.

Brunhild: So ist's! Wer hier nicht siegt, der stirbt sogleich,
Und seine Diener mit. Du lächelst drob?
Sei nicht zu stolz! Trittst du auch vor mich hin,
Als könntest du den vollsten Becher Weins
Dir unverschüttet überm Haupte halten
Und mich dabei betrachten wie ein Bild:
Ich schwöre dir's, du fällst so gut wie er.

Und als nun Volker sagt, es könne ihr doch nicht so schwer fallen, dies öde Land und seine Meereseinsamkeit freiwillig zu verlassen, da sieht sie ihn groß an:

„Was weißt denn du von meiner Einsamkeit?
Noch hab' ich nichts aus eurer Welt vermißt,
Und käme das dereinst, so holt ichs mir,
Verlaßt euch drauf, und braucht es nicht geschenkt!“

Der trügerische Kampf gelingt. Brunhild zieht mit den Helden nach Worms. Dort wird sie Gunters Weib, und Siegfried wird die geliebte Kriemhild als Lohn. Doch zuvor muß er, wieder in der Tarnkappe, die riesenstarke Brunhild zwingen, sich Gunter als Gattin hinzugeben. „O dreimal heilige Natur! Mich widert's, wie noch nie in meinem Leben“ wehrt Siegfried diesen zweiten Trug von sich, aber er muß vollenden, was er begann. — Nach der Brautnacht sehen wir am Morgen beide Paare glückselig lustwandeln, aber in Brunhild tobt eine unbewußte Eifersucht gegen Siegfried, sie drängt Gunter: „. . . peitsche ihn — Zu meiner Lust aus seiner goldnen Wolke — Heraus, damit er nackt und bloß erscheint, — Dann leb' er hundert Jahre oder mehr.“ Natürlich weist Gunter das von sich. Aber als nachher Brunhild vor ihrer Schwägerin den Siegfried herabsetzt als einen Untergebenen Gunters, da vergißt sich Kriemhild und offenbart den Betrug ihres Gatten, dem Brunhild nur der Kaufschilling war, womit er Kriemhild erwarb. Tödlich ist das stolze Götterkind verletzt:

„. . . Und rächen werd' ich mich! — Verschmäht! Weib, Weib, wenn du in seinen Armen — Auch eine Nacht gelacht hast über mich, — So sollst du viele Jahre dafür weinen . . .“ Sie fordert von Gunter und Hagen Siegfrieds Tod. Gunter zaudert, aber Hagen neigt sich vor seiner Königin: „Du edles Heldenbild, — Du einz'ges, dem auch ich mich willig beuge: — Der Mann muß sterben, der dir das getan!“ Aber wie die Stelle finden, wo der in Drachenblut Gebadete allein verwundbar ist? Hagen weiß Rat. Er läßt melden, überwundene Fürsten seien gegen ihren Eidschwur abgefallen. Siegfried will gegen sie ziehen; dieser Treubruch erregt ihn aufs tiefste. Und als er Hagen und Gunter gelassen dastehen sieht, ruft

er in sittlicher Empörung dem Hagen zu, nicht ahnend, daß er sein eigenes Schicksal ausspricht:

Kennst du den Treubruch? den Verrat?
Schau ihm ins Angesicht und lächle noch!
Du stellst dich ihm im ehrlich-offnen Streit
Und wirfst ihn nieder. Aber viel zu stolz,
Wenn nicht zu edel, um ihn zu vernichten,
Gibst du ihn wieder frei und reichst ihm selbst
Die Waffen dar, die er an dich verlor.
Er stößt sie nicht zurück und knirscht dich an,
Er dankt es dir, er rühmt und preist dich gar
Und schwört sich dir zum Mann mit tausend Eiden.
Doch wenn du, all den Honig noch im Ohr,
Dich nun aufs Lager müde niederstreckst
Und nackt und wehrlos daliegst wie ein Kind,
So schleicht er sich heran und mordet dich
Und spuckt vielleicht auf dich, indem du stirbst."

Kriemhild sorgt sich um das Leben des Gatten, als sie vom geplanten Kriege hört, aber Hagen verspricht seinen Schutz, doch müsse er die verwundbare Stelle kennen. Und die betörte Kriemhild verspricht, jene Stelle durch ein Kreuz auf Siegfrieds Gewand zu bezeichnen. Nun ist der Held für Hagen nur noch ein Wild. Hagen läßt melden, die Abgefallenen hätten schon wieder ihre Unterwerfung angezeigt. Man zieht statt in den Krieg zur Jagd in den Odenwald. Kriemhild ahnt das Verderben, möchte Siegfried zurückhalten. Er reißt sich los. An jenem Quell im Odenwald trifft ihn Hagens Speer, da denkt der Sterbende noch einmal seines armen ahnungsvollen Weibes, den Burgunden aber ruft er zu: „Den Siegfried seid ihr los! — Doch wißt, ihr habt in ihm euch selbst erschlagen." Die Leiche wird über den Rhein gebracht, vor Kriemhilds Tür gelegt. Sie weiß, wer der Mörder ist; blutet doch auch im Dome hernach die aufgebahrte Leiche, als Hagen herzutritt. Und nun wird aus der zarten Jungfrau und dem lieblich weichen Weibe eine gigantische Rächerin, vor der Völker vernichtet zusammenbrechen sollen.

Was Siegfried sterbend sagte, daß die Burgunder in ihm sich selbst getötet hätten, ist für Gunter eingetroffen:

Brunhild denkt nur noch an Siegfried, sie ist für ihn tot, im Hause hat er so Groll und Zwiespalt und draußen Schmach wegen des Verrates. Um so mehr möchte er die Tat an Kriemhild wieder gutmachen, die nun schon seit langen Jahren mit immer wacher Trauer des Gatten gedenkt. Da kommt Graf Rüdiger von Bechlarn, um Kriemhilds Hand für seinen Herrn zu erbitten, den allmächtigen Hunnenkönig Etzel. Noch einmal bittet Kriemhild Gunter um Rache am Mörder.

„. . . . Der Rabe, der im Wald
Den öden Platz umflattert, wo's geschah,
Hört nimmer auf zu kreisen und zu krächzen,
Bis er den Rächer aus dem Schlaf geweckt.
Wenn er das Blut der Unschuld fließen sah,
So findet er die Ruh' nicht eher wieder,
Bis das des Mörders auch geflossen ist.
Soll mich ein Tier beschämen, das nicht weiß,
Warum es schreit, und dennoch lieber hungert
Als seine Pflicht versäumt? Mein Herr und König,
Ich rufe Klage über Hagen Tronje,
Und Klage werd' ich rufen bis zum Tod."

Es ist umsonst. Da nimmt sie Etzels Werbung an; damit gewinnt sie ja Etzels Macht. Und Rüdigern läßt sie schwören, ihr keinen Dienst je zu versagen. Sie zieht mit Rüdiger. Als ihre Mutter Ute die Scheidende segnen will, weicht sie aus: „Laß! Laß! Dein Segen hat ja keine Kraft!"

Wieder nach einer Reihe von Jahren läßt Kriemhild die Burgunden zur Sonnwendfeier laden an Etzels Hof. Mit großem Heere sind die der Ladung gefolgt, haben die Donau überschritten, durchreiten das Bayernland. Dem Hagen haben's Donaunixen gesagt, daß sie alle im Netz des Todes sind. Gunter und Volker glauben's nicht recht. Aber Hagen weiß, daß es wahr ist. Die Nixen sagten, allein der Kaplan werde am Leben bleiben. Da warf Hagen den in die Donau und schlug nach ihm, aber unversehrt schwamm der Kaplan ans andere Ufer. Die Nixen sagten also wahr. Da ruft denn Hagen: „Und bei den Namen-

losen sei's geschworen: — Wer mich hinunterstößt, den reiß' ich nach." „Ich helf' dabei," sagt Volker.

Sie kommen nach Bechlarn, wo auf Rüdigers Burg in lieblichen Szenen, die einen entzückenden Gegensatz bilden zu all der schaurigen Größe ringsum, Giselher verlobt wird mit Rüdigers Tochter. Dann geht's weiter. Noch einmal warnt Hagen den Gunter, aber der: „... wenn die Norne selbst — Mit aufgehob'nem Finger mich bedräute, — Ich wiche keinen Schritt zurück! Und du — Bist unser Tod, wenn's drunten wirklich steht, — Wie du's uns prophezeiht. Doch (er schlägt Hagen auf die Schulter) komm nur, Tod!" — In Etzels Burg wartet Kriemhild der Kommenden. Ihre Boten brachten aus Worms eine weiße Locke mit von der Mutter Ute als einzigen Brief. Die Tochter versteht die Mahnung: sie soll die greise Mutter in den Brüdern schonen. Aber sie weiß ja, daß die Hagen hassen. Da werden sie Kriemhildens Rache jetzt nicht wehren.

Das Burgunderheer zieht ein, von Kriemhild kühl begrüßt. Sie fordert von Hagen gleich den Nibelungenschatz, den er ihr einst nahm, damit sie keine Freunde werben könne. Aber er hat den Hort in den Rhein gesenkt. Nun sollen sie die Waffen ablegen, aber Hagen lehnt das höhnend ab: „Die Klauen sind dem Adler nie zur Last." Sie begrüßen Etzel und lassen sich in ihre Nachtquartiere führen. Hagen und Volker bleiben vor der Tür als Wachen. An Etzels kühlem Benehmen, an dem Gebaren der zahllosen Hunnen spüren sie, was gegen sie heranzieht. Hagen faßt Volker unter den Arm:

„Mein Freund, wir sind auf deinem Totenschiff,
Von allen zweiunddreißig Winden dient
Uns keiner mehr, ringsum die wilde See,
Und über uns die rote Wetterwolke.
Was kümmert's dich, ob dich der Hai verschlingt,
Ob dich der Blitz erschlägt? Das gilt ja gleich,
Und etwas Beßres sagt dir kein Prophet!
Drum stopfe dir die Ohren zu wie ich,
Und laß dein innerstes Gelüsten los,
Das ist der Todgeweihten letztes Recht."

Tiefe Nacht ist hereingebrochen. Ringsum schleichen Hunnen heran. Die beiden Helden wachen noch immer. Und Volker singt sein wundersames Lied vom Fluch des Goldes, des Nibelungenhorts, der, stets durch Mord gewonnen, dem neuen Besitzer den Tod bringt. Verwundert lauscht Hagen dem neuen Liede, das der Freund wie in Verzückung spricht.

„Schwarz war's zuerst! Es blitzte nur bei Nacht,
Wie Katzen, wenn man sie im Dunkeln streicht,
Und das nur, wenn's ein Hufschlag spaltete.
Da rissen sich zwei Kinder um ein Stück,
Sie warfen sich in ihrem Zorn damit,
Und eines traf das andere zu Tod....
Nun war es feuergelb, es funkelte,
Und wer's erblickte, der begehrte sein
Und ließ nicht ab....
Da gibt es wildern Streit und gift'gern Neid,
Mit allen Waffen kommen sie, sogar
Dem Pflug entreißen sie das fromme Eisen
Und töten sich damit....
In Strömen rinnt das Blut; und wie's erstarrt,
Verdunkelt sich das Gold, um das es floß,
Und strahlt in hellerm Schein....
Schon ist es rot, und immer röter wird's
Mit jedem Mord. Auf, auf, was schont ihr euch!
Erst wenn kein einz'ger mehr am Leben ist,
Erhält's den rechten Glanz, der letzte Tropfen
Ist nötig, wie der erste....
Wo blieb's? — Die Erde hat es eingeschluckt,
Und die noch übrig sind, zerstreuen sich
Und suchen Wünschelruten. Töricht Volk!
Die gier'gen Zwerge haben's gleich gehascht
Und hüten's in der Teufe. Laßt es dort,
So habt ihr ew'gen Frieden!....
Umsonst! Umsonst! Es ist schon wieder da!
Und zu dem Fluch, der in ihm selber liegt,
Hat noch ein neuer sich hinzugesellt:
Wer's je besitzt, muß sterben, eh's ihn freut....
Und wird es endlich durch den Wechselmord
Auf Erden herrenlos, so schlägt ein Feuer
Daraus hervor mit zügelloser Glut,
Das alle Meere nicht ersticken können,
Weil es die ganze Welt in Flammen setzen
Und Ragnaroke überdauern soll....."

Nun kommt Kriemhild mit den Hunnenscharen:

„Da sitzt der Mörder meines Gatten!“
Hagen: .... Du sprachst von deinem Gatten,
Und das ist Etzel, dessen Gast ich bin.
Doch, es ist wahr, du hast den zweiten schon,
Denkst du in seinem Arm noch an den ersten?
Nun freilich, diesen schlug ich tot.
Kriemhild: Ihr hört!
Hagen: War das hier unbekannt? Ich kann's erzählen,
Der Spielmann streicht die Fiedel wohl dazu!
(Als ob er singen wollte.)
Im Odenwald, da springt ein muntrer Quell —

Jetzt hetzt sie die Hunnen heran, die stieben aber auseinander vor den Helden. Sie schickt neue heran:

Ich will zurück in meines Siegfrieds Gruft,
Doch muß ich mir das Totenhemd erst färben,
Und das kann nur in deinem Blut geschehn.
Hagen: So ist es recht! Was Heucheln wir, Kriemhild?
Wir kennen uns ....

Vom Kampflärm geweckt, tritt Gunter mit Gernot und Giselher heraus. Von ihnen fordert Kriemhild den Hagen. Mit gezogenen Schwertern aber treten sie neben ihn.

Giselher: Wir können ja nicht anders.
Kriemhild: Kann denn ich?
Giselher: ... Wir häuften ew'ge Schmach
Auf unser Haupt, wenn wir den Mann verließen,
Der uns in Not und Tod zur Seite stand.

Hagen erinnert sie nun, daß sie selbst zu büßen hätte, sie habe ja Siegfrieds Betrug an Brunhild verraten und damit alles folgende Unheil heraufbeschworen. „Und büßt ich nicht?“ ruft sie — die Ehe mit Etzel ist ihre Buße gewesen — nun will sie den Lohn.

Und müßt' ich hundert Brüder niederhauen,
Um mir den Weg zu deinem Haupt zu bahnen,
So würd' ichs tun, damit die Welt erfahre,
Daß ich die Treue nur um Treue brach.

Der zweite Tag bricht herein. Kriemhild wirbt neue Scharen und, um Giselher zu retten, redet sie Rüdiger zu, ihn mit einer Botschaft nach Bechlarn zu senden. Vergebens, Rüdiger glaubt noch immer nicht an ihren

ganzen furchtbaren Ernst. So ist's bisher ja auch Etzel gegangen. Er gesteht dem Dietrich von Bern im Zwiegespräch, er habe nicht geglaubt, daß Weiberrache so lange dauern könne und überdies sei Kriemhild doch auch Christin, für die das Gebot der Feindesliebe gelte. Dietrich antwortet: „So sollt' es sein, doch ist nicht jeder stark genug dazu.“ Nun meint Etzel, die Burgundenkönige hätten doch ihre Schwester kennen müssen. Weshalb seien sie nicht daheimgeblieben?

Dietrich: Herr, sie hatten
Kriemhild ihr Wort gegeben, und sie mußten
Es endlich lösen, denn wen gar nichts bindet,
Den bindet das nur um so mehr, auch war
Ihr Sinn zu stolz, um die Gefahr zu meiden
Und Rat zu achten. Du bist auch gewohnt,
Dem Tod zu trotzen, doch du brauchst noch Grund.
Die nicht! Wie ihre wilden Väter sich
Mit eigner Hand nach einem lust'gen Mahl
Durchbohrten, wenn des Lebens beste Zeit
Vorüber schien, ja, wie sie trunknen Muts
Wohl gar ein Schiff bestiegen und sich schwuren,
Nicht mehr zurückzukehren, sondern draußen
Auf hoher See im Brudermörderkampf
Der eine durch den anderen zu fallen
Und so das letzte Leiden der Natur
Zu ihrer letzten höchsten Tat zu stempeln,
So ist der Teufel, der das Blut regiert,
Auch noch in ihnen mächtig, und sie folgen
Ihm freudig, wenn es einmal kocht und dampft.

Gegen Abend versammeln sich mit den Helden der Burgunden all die Hunderte von Edeln an Etzels Hof in dessen riesiger, herrlicher Halle. Als letzter Mahner erscheint hier — freilich vergeblich — der Pilger, von dem wir oben (S. 47) erzählten. Etzels und Kriemhilds kleiner Sohn wird auf goldenem Schilde herangetragen und den Gästen gezeigt. Gerade steht er vor Hagen, da stürzt Dankwart herein: alle Burgundenknechte sind draußen von den Hunnen ermordet. Kriemhilde hat das angestiftet. Zur Rache schlägt Hagen ihrem Söhnchen das Haupt herunter. Nun hat Kriemhilde erreicht, was sie wollte:

die Burgunden brachen das Gastrecht, und Etzel, der bisher noch seine Gäste schützte, solange sie in seiner Burg weilten, schwört nun, sie grausig zu verderben. Mit Kriemhild, Dietrich und Rüdiger verläßt er den Saal. Entsetzliches Gemetzel bricht los. Alle Gegner fallen unter den Schwertern der Burgunden, von denen auch die meisten fallen. Mit Zehntausenden umstellt Etzel den Saal, den er anzünden läßt. Aber die Eingeschlossenen löschen den Brand. Nun dringen immer neue Helden gegen sie ein, bis in den kommenden Tag währt der Kampf. Fast alle Burgunder sind gefallen, aber alle Gegner rissen sie mit sich in den Tod. Doch Gunter, Gernot, Giselher, Hagen und Volker leben noch. Nun muß Rüdiger mit den Seinen in den Kampf, wie er auch fleht, die Mannentreue geht vor Freundes- und Verwandtentreue. Erst gibt er Hagen seinen Schild, läßt sich einen neuen reichen. Die Helden umarmen sich, dann tobt der Endkampf los. Alle fallen. Nur Gunter und Hagen stehen noch aufrecht da. Der gewaltige Dietrich von Bern überwältigt sie, bringt sie gefesselt heraus. Kriemhild schlägt den Bruder und Hagen nieder, fällt dann selbst unterm Schwertstreich des empörten Hildebrant und wird damit erlöst von ihrer Sehnsucht, ihrer Reue, ihrem Jubel und ihrer Qual. Und

Etzel: Nun sollt's ich richten — rächen — neue Bäche
Ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter —
Dietrich: Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!

Ein stolzes Lied ist's von der stählernen Treue und dem übermütigen Spielen mit dem Tode, und die darin Treue üben und den Tod verachten, das sind nicht etwa brutale Raufbolde oder gedankenarme Nachbeter eines Ehrenkodex, es sind Menschen, die von aller süßen Wonne wissen und vom jubelnden Rausch und von dem frohen Erfolg ernster Mühen, kurz, die des Lebens Köstlichkeit kennen. Aber wenn es gilt, Treue zu wahren und dem Tode zu trotzen, dann werfen sie das köstlichste Leben hin,

und uns ist's, als hörten wir aus ihren Reihen das alte große Lied:

„Kein schön'rer Tod ist auf der Welt
Als wie vorm Feind erschlagen . . ."

Gedichte. Wir müssen abbrechen. Dies Büchlein gibt uns nicht mehr Raum. Nur genannt sei noch Hebbels kleines Epos „Mutter und Kind", erinnert sei noch einmal an seine Gedichte, die in der Stille gelesen sein wollen. Dann sei neben den sieben großen Dramen, die wir eingehender erwähnten, nochmals seiner „Tagebücher" gedacht. Es zeigt sich darin ja manchmal eine absonderliche Vorliebe für das Schauerliche — das ist das Gruseln, das die Nordsee die Leute von der Wasserkante lehrt. Aber es ist ein großes, tiefergreifendes Werk, das achte große Drama Hebbels: das Drama seines Lebens.

Tagebuch.

Hebbels Tod. Am 13. Dezember 1863 ist Hebbel in Wien gestorben. Zwei Dinge vereinigt Hebbels Kunst in seltsamer Weise: mit mathematischer Genauigkeit berechnet er seine Charaktere und ihre Umwelt und läßt dann die so gefundenen Kräfte wie nach unausweichlichen physikalischen Gesetzen aufeinander wirken. Aber dann werden diese unpersönlichen Zahlen und Kräfte auf einmal beseelte Menschen mit heißem Herzblut, mit verschiedenster Leibes- und Geistesgestalt. Und nun lebt er mit ihnen, schaut sie, ihr innerstes Fühlen mit erlebend wie ihr äußerlichstes Handeln. Da ist er nicht mehr Rechner, da ist er seherischer Künstler, der lebendige Menschen schafft mit jener Kraft, die keiner lernen kann, die von Gottes Gnaden allein den verborgenen Tiefen des Genies entquillt.

Hebbel hat nur langsam Eingang bei seinem Volke gefunden. Dieser echte Norddeutsche ist eben schwer zugänglich, weil er so tief, so grübelnd, so groß und kampfzerrissen ist. Aber wer in ihn sich hineinarbeitet, den führt er durch Nacht und Grauen und Sturm zu den Höhen der Wahrheit und Größe und endlich der sonnenhaft leuchtenden Schönheit, nicht weit unter der eines Shakespeare und Goethe.





Turm-Bücherei

Band 16

Druck von C. Grumbach in Leipzig
Inh.: Curitz & Markert, Fürstl. Waldeck. Hoflieferanten.